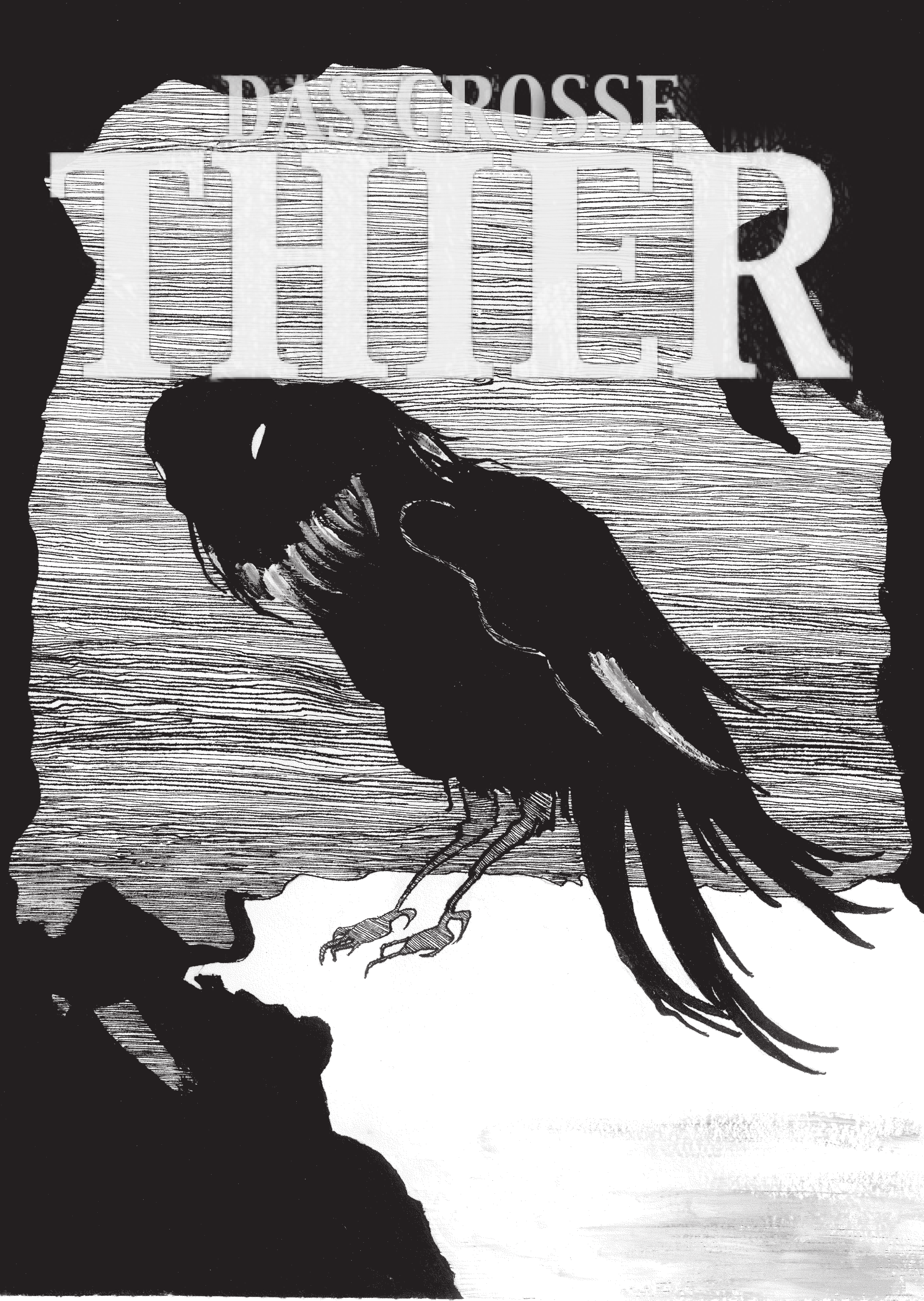
DAS GROSSE THIER



Inhalt

Down by Law
VON SCHNITTLER **4**

Vom Namen des Thieres
VON AQUILAH CHALID **10**

A Letter to Our Friends from Iran and the Arab World
VON JOERG FINKENBERGER **17**

Etwas über das Proletariat
VON JOERG FINKENBERGER **18**

Im Gespräch mit Torsten* von Egotronic
VON PETRA DÖRNER **23**

Mahmoud Salem über die Hoffnung
VON JOERG FINKENBERGER **27**

Hören und Schmecken
VON RAINER BAKONYI **29**

„Im Allgemeinen ist es eine ekelhafte Situation“
VON NDEJRA **33**

Ästhetik der Produktion und Mimesis der Form
VON ANSELM GRAMSCHNABEL **37**

Der Ungemessene Abgrund
VON JOERG FINKENBERGER **42**

Reiseführer
VON KAI **45**

Impressum
Redaktion: dasgrossethier@gmx.de
ViSdP.: Jörg Finkenberger, Geiststrasse 21, 06108 Halle/Saale
Erscheint: unregelmäßig
Coverzeichnung : Zaungästin, zaungaestin.blogspot.de

DASGROSSETHIER.WORDPRESS.COM

Editorial

Die Welt ist endlich untergegangen, und auch die Weltuntergangsparties haben geendet. Es wurde für beides endlich einmal Zeit. Aber Sie werden zugeben müssen, dass alles weitergeht. Und wir können uns beim besten Willen nicht vorstellen, dass ausgerechnet Sie damit nichts zu tun haben sollten.

Stupide, repetitive Monotonie ist des Witzes Seele, schrieb einst ein grosser Komiker, und wir, denen es immer ein Anliegen war, nicht nur aufzuklären sondern auch zu unterhalten, haben es uns gesagt sein lassen. Dennoch erscheint diese Ausgabe, mit Rücksicht auf die finsteren Zeiten, in denen wir leben, ganz ohne überflüssige dumme Witzchen und ohne jeden Hinweis auf die Scheibe Salami, die einem Teil der Auflage beiliegt. Zu dergleichen Späßen sind wir momentan nicht aufgelegt, nicht nach diesem verfluchten Jahr, und auch nicht im jetzigen, das nicht viel besser zu werden verspricht.

Es stellt sich hier ganz unvermittelt und bleich die Frage, ob man zum Schreiben insgesamt noch aufgelegt sein soll. Der Prozess, an dessen Ende geschriebenes herauskommt, wirkt zu kathartisch, zu sublimierend, als dass man ungebrochen noch glauben könnte, Schreiben sei etwas anderes als eine Therapie für solche, die sich anders in den Verhältnissen nicht einrichten können; und eine Einladung an andere, sich mit ihnen doch noch einzurichten.

Man spotte deswegen über das, was wir tun. Es wird niemandem nütze sein. Es ist im besten Falle eine Übung darin, bittere Erkenntnis irgendwie damit übereinzubringen, doch nicht aufzugeben. Gründe dafür, weiterzumachen, können wir sowenig angeben wie irgendjemand anders; außer den, dass wir es wollen.

Wir bitten diesmal um Entschuldigung für den Ausgang des ägyptischen Verfassungsreferendums, die katastrofalen außenpolitischen Entscheidungen Barack Obamas, die entsetzliche Tatenlosigkeit der berlinischen Linken gegenüber den Nöten der iranischen Flüchtlinge und überhaupt den ganzen gefährlichen Unsinn, der in diesen Kreisen getrieben wird, namentlich Veganismus, Anti-Veganismus, interessante Dinge in besetzten Häusern, das Nicht-besetzen von Häusern und Nicht-betreiben von interessanten Dingen sowie jede Form von unzulänglicher Praxis einschließlich der Skepsis gegen diese.

Jeder ist Autor des Grossen Thieres. Die wahren Autoren des Grossen Thieres sind gegen das Grosse Thier,

also spricht das Grosse Thier

Down by Law

VON SCHNITTLER

„Wer einen ihm zugewiesenen Zusatzjob ohne wichtigen Grund nicht aufnimmt oder fortführt oder deren Anbahnung durch sein Verhalten verhindert, der wird nach § 31 Abs. 1 Satz 1 Nr. 2, § 31a SGB II sanktioniert, das heißt, die Zahlung des Arbeitslosengeldes II wird in der Höhe um mindestens 30% gekürzt.“, lautet es im vorletzten Absatz eines Informationsblattes, das vom Arbeitsamt an zukünftige Ein-Euro-Jobber ausgehändigt wird.[a] Dass eine nennenswerte Anzahl von unfreiwillig langzeitarbeitslosen sich hartnäckig weigert, fünf Stunden tägliche gemeinnützige Arbeit zu verrichten, ist jedoch unwahrscheinlich. Bei einem Regelsatz von 364 Euro, der jedem Sozialhilfeempfänger zum Lebensunterhalt zur Verfügung steht, können es sich nur die wenigsten leisten, auf die zusätzlichen 150 Euro zu verzichten und Kürzungen in Kauf zu nehmen. Im Frankfurter Arbeitsamt herrscht sogar ein spürbarer Mangel an zu vergebenden Ein-Euro-Stellen und die PAPs (die *„Persönlichen Ansprechpartner“*) haben keine Mühe die – an der Masse der in Frage kommenden Menschen gemessen – wenigen freien Stellen zu vergeben. Man muss sich regelrecht bewerben, um eine sog. *„Arbeitsgelegenheit mit Mehraufwandsentschädigung (AGH-MAE)“* zu ergattern.

„Die Zusatzjobs sollen Arbeitslose wieder an den Rhythmus des Arbeitstages und die Erwartungen des Arbeitsmarkts an ein gewisses Maß an Arbeitsdisziplin gewöhnen und so die Verwertbarkeit der Arbeitskräfte für Arbeitgeber wieder herstellen. Hierdurch sollen die betreffenden Personen für eine Einstellung auf dem ersten Arbeitsmarkt wieder attraktiver gemacht werden“, vermeldet das schon zitierte Informationsblatt und auf einer diesbezüglichen Page des Arbeitsamtes steht des Weiteren: *„Die Zusatzjobs mit Mehraufwandsentschädigung müssen zusätzlich sein, im öffentlichen Interesse liegen und wettbewerbsneutral sein... Arbeiten sind wettbewerbsneutral, wenn durch sie eine Beeinträchtigung der Wirtschaft als Folge der Förderung nicht zu befürchten ist und Erwerbstätigkeit auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt weder verdrängt noch in ihrer Entstehung verhindert wird“*.

Als ich meinen PAP, meine Sachbearbeiterin, um einen solchen *„Zusatzjob“* gebeten habe, waren mir diese hehren Ansinnen des Arbeitsamtes egal, ebenso wie mir die permanent betonte *„Wiedereingliederung in den ersten Arbeitsmarkt“* egal war. Auf den *„ersten Arbeitsmarkt“* wollte ich nämlich gar nicht zurück. Ich war arbeitslos, ergo von Arbeitslosengeld abhängig, kam mit dem äußerst knapp bemessenen Geld nicht zurecht und hatte keine Lust mich erneut in der Fabrik zuschanden richten zu lassen. Ich hielt einen Ein-Euro-Job für eine gute Gelegenheit, ohne die marktübliche Arbeitshetze an ein paar zusätzliche Euros heranzukommen.[1]

Der Auftakt zu meiner Beschäftigung als Ein-Euro-Jobber war schlecht. Nach einem völlig sinnlosen *„Seminar“*, bei dem mir und dem restlichen gelangweilten Publikum nur allzu Wohlbekanntes mitgeteilt wurde (nämlich die schon angerissenen, den Ein-Euro-Jobs zugrunde liegenden gesetzlichen Bestimmungen), saß ich in einem Büro einer Sachbearbeiterin der *„Werkstatt Frankfurt e.V.“*, einem *„Arbeitsmarktdienstleister“* und *„Unternehmen der Sozialwirtschaft“*, das – nach eigenen Angaben – jährlich mehr als 3000 *„Arbeitssuchende qualifiziert... und auf den ersten Arbeitsmarkt vorbereitet“*. Diese Sachbearbeiterin, die sich keine Mühe gab, ihren Ekel (vor was auch immer. Mit dem Hinweis *„ich will mir nicht permanent die Hände*

waschen müssen", verweigerte sie mir den Händedruck zur Begrüßung) zu verbergen, vermittelte mir nach einer kurzen Unterhaltung über meine arbeitsbezogenen Vorlieben und Interessen, einen Job als Platzwart auf einem Tennisplatz, der von einem Sportverein in Unterliederbach – einer, wie ich bald feststellen musste, z.T. sehr wohlhabenden Gegend im Frankfurter Westen, die u. a. von prominenten Fußballspielern, Managern und Politikerinnen und Politikern wegen des nahen Taunus bewohnt wird – betrieben wurde. Nach ihrer Aussage sollte ich dort den Rasen mähen, Hecken schneiden und jeden Morgen den *„Platz abziehen"* – also das mit rotem Schotter bedeckte Spielfeld mit einem großen Netz im Schlepptau von den Spuren des vorherigen Spieltages bereinigen. Eine einfache Aufgabe, wie ich fand, und in entsprechend gelassener Stimmung tauchte ich am darauf folgenden Montag in der Werkstatt des Sportplatzes auf. Sieben Uhr morgens. Die anderen Kollegen waren schon anwesend. Der Vorarbeiter Ziggy, ein 55-jähriger, stämmiger Kerl aus Ex-Jugoslawien, korpulent, im Blaumann gekleidet, mit glasigen Schweinsaugen und verschwitzter Halbglatze, begrüßte mich freundlich. Die vier anderen Ein-Euro-Jobber nahmen von mir fast keine Notiz und gaben sich wortkarg und mürrisch. Allesamt proletarische und subproletarische Archetypen, wie man sie an jeder Trinkhalle antrifft. Ich wunderte mich zunächst, wie wir zu sechst einen Sportplatz abziehen, Hecken schneiden und Rasen mähen sollten. Da würde bald nicht viel Arbeit übrig bleiben für uns alle, argwöhnte ich innerlich und richtete mich auf langweilige Stunden ein. Entgegen meiner Erwartung, war die Abzieherei jedoch eine ziemliche Schinderei. Zwei Stunden arbeiteten wir unter der Sommersonne, bis die 14 Spielfelder für die Clubmitglieder (die pünktlich um 10 Uhr im Sportdress aus ihren Limousinen stiegen) bereit standen. Danach, wie auch an jedem anderen Tag den ich dort verbracht habe, fuhren wir mit Schubkarren umher, schaufelten Kies, schleppten Steine und bedienten eine Motorwalze. Wir legten einen neuen Gehweg an, der aus mir nicht ersichtlichen Gründen zwischen den einzelnen Spielfeldern benötigt wurde. Weil der Vorarbeiter Ziggy und alle anderen in der Kolonne offensichtlich keine Ahnung hatten, wie man einen Gehweg anlegt, wurde unsere Arbeitskraft meistens sinnlos vernutzt. Der Lasterfahrer lud das bestellte Baumaterial an der falschen Stelle ab, sodass wir den gesamten Schotter, Steine und Sand mit Schubkarren circa zweihundert Meter an seinen eigentlichen Bestimmungsort befördern mussten. Danach verteilten wir in tagelanger Arbeit den Kies in das zuvor von uns mit Spaten und Schippen ausgehobene Gehwegbett,[2] bis Ziggy feststellte, dass sich die wenige Zentimeter großen Steine auf dem harten Untergrund nicht festtraten und wir den eben für diesen Zweck mitbestellten Sand unter den Kies bringen mussten. Also die ganze Veranstaltung retour.

Ich war schnell frustriert und habe bald darüber nachgedacht, die Sache hinzuschmeißen und eine Kürzung meiner Bezüge in Kauf zu nehmen, denn nicht nur die sinnlose Arbeit war quälend. Ziggy und die Ein-Euro-Jobber-Brigade waren wirklich keine angenehme Gesellschaft. Der Vorarbeiter – der im Übrigen auch der Einzige war, der vom Tennisclub mit einem regulären Gehalt bezahlt wurde – nervte permanent mit Sexismus und Arbeitshetze. Wie schnell mitzubekommen war, hatte Ziggy seit seinem fünfzehnten Lebensjahr als sog. *„Vertragsarbeiter"* im gesamten sozialistischen Teil der Erde auf Großbaustellen gearbeitet, bevor er wegen einem Job nach Frankfurt kam, sich dort endgültig niederließ und heiratete. Er erzählte ständig anzügliche Geschichten aus den Bordellen dieser

Welt. Einmal, während ich Kies ins Gehwegbett schippte, stellte er sich neben mich und schwadronierte von Asien, der dortigen Baustelle, den Arbeiten die er damals verrichten musste und den Kinderprostituierten, die er und seine Kollegen allabendlich aufsuchten. Er formte Zeigefinger und Daumen zu einem kleinen Kreis, lachte und sagte dazu: *„so klein war ihre Muschi, ich bin mit meinem Schwanz gar nicht rein gekommen“*.

Bei jeder Pause, die ich einlegte, fing er an von Heizkörpern und Zementsäcken, die er in meinem Alter geschleppt haben will, zu erzählen, während die anderen höhnisch grinsten. Ich wurde auf dem Tennisplatz bald nur noch *„Student“* genannt.

Während Ziggy seine dummen Sprüche und Witze machte, den proletarischen Musterarbeiter heraushängen ließ und mich zur Arbeit antrieb, fügte sich der Rest der Truppe ohne zu klagen. Seine Untergebenen multiplizierten den vorhandenen Druck sogar freiwillig, indem sie die unausgesprochene Hierarchie, die Ziggy mit seinem lautstarken Auftreten initiierte, selbsttätig nach unten fortsetzten. Die beste Schaufel bekam nur der fleißigste Schaufler, den Rasen bewässern durfte nur derjenige, der immer pünktlich war, der kleine Traktor und die Motorwalze durften nur von demjenigen gefahren werden, der freiwillig Überstunden machte und auf dem Sitz des großen, neuen Traktor durfte sowieso nur Ziggy Platz nehmen. Warum ich die Kettensäge und den elektrischen Heckenschneider nicht bedienen durfte und stattdessen den anderen hinterher fegen musste, habe ich inzwischen vergessen. Weil ich nicht bereit war, schon morgens um acht Bier zu trinken, stand schnell mein Status als *„echter Mann“* in Frage. Eine einzige Drangsal.

Hätte es nicht die Betreiber und Mitglieder dieses Tennisclubs gegeben, ich wäre auf meiner sich schlagartig entwickelnden exklusiven Wut auf das Subproletariat sitzen geblieben. Die Tennis spielenden Bonzen verschafften mir aber bereitwillig die Gelegenheit, nicht nur Ziggy und seine Untergebenen zu verachten, sondern auch sie. Sie residierten in ihrem feinen Clubhaus, in ihrem feinen Unterliederbach, parkten mit ihren großen Limousinen auf dem Parkplatz des Clubhauses, grüßten mich gönnerisch wie einen Boy, waren allesamt reich und ohne materielle Sorgen und scheuten sich nicht, unsere kostenlos zur Verfügung stehende Arbeitskraft für die Pflege und den Ausbau ihres Vereinsgeländes zu vernutzen. Wie einer der anderen Brigademitglieder mir mitteilte, betrieben sie das ganze Areal schon seit Jahren mit Ziggy und Ein-Euro-Jobbern. Seitdem das neue Gesetz und die durch das *„e.V.“* hinter ihrem Clubnamen verbürgte Gemeinnützigkeit sie dazu berechtigte. Zuvor hatte der Verein mehrere Angestellte, die allesamt gekündigt worden waren, nachdem irgendeinem der Dreh mit Billigstarbeiter Ziggy, dem SGB II[3] und Unseresgleichen eingefallen ist. Diese Leute hatten auch keine Scham, uns ganz direkt auszubeuten. Ich war zweimal mit einem Kollegen auf dem kameraüberwachten Privatgrundstück eines Clubmitglieds in Unterliederbach und habe in Schwindel erregender Höhe und unter den wachsamen Augen einer um ein sauberes Eigenheim bemühten Ehefrau Dachrinnen von Laub befreit. Ziggy bekam dafür einen Kasten Bier und wir beiden Ein-Euro-Jobber durften eine Stunde früher nach Hause gehen.

Einer von diesen Unterliederbacher Amigos (ein Vorstandsmitglied der H***** AG) besuchte uns eines Tages morgens vor Arbeitsbeginn in der Werkstatt, um irgendetwas mit Ziggy zu besprechen. *„Na Männer, alles klar bei euch?“*, grüßte er in die stillschweigende Runde. Ziggy, in offensichtlich guter Laune und zu Frotzeleien aufgelegt, zeigte mit dem Finger prompt auf mich und antwortete: *„Nein,*

gar nichts ist klar. Der ist heute wieder sieben Minuten zu spät gekommen".[4] Der H*****-Mann schaute aus seinem weißen Kragen auf mich herab und bemerkte belustigt: *„Wann würde der junge Mann denn gerne zur Arbeit kommen, wann hat er denn ausgeschlafen?"*, nur um sich danach und ohne meine Antwort abzuwarten wieder mit Ziggy zu unterhalten. Der schickte uns bald aus dem Raum zum allmorgendlichen Platzabziehen. Während ich mein Arbeitswerkzeug zusammen packte, hörte ich noch etwas von *„...Kasten Bier... wie immer"* und *„wann kommt ihr..."*. Nach diesem Erlebnis habe ich Ziggy mitgeteilt dass ich nicht mehr auf dem Privatgelände von solchen Leuten arbeiten werde und insofern er das nicht akzeptiere, petzen gehe beim Arbeitsamt. Ziggy hatte verstanden und war einverstanden, aber der Erfüllung meines Wunsches, den Traktor fahren zu dürfen, war meine Drohung nicht zuträglich.

Ein-Euro-Jobber sind in den allermeisten Fällen zu alte, zu dumme, zu exzentrische, oder aus anderen Gründen nicht marktkonforme, ergo chronisch unvermittelbare Langzeitarbeitslose, oder Leute, die sich in die Berufsunfähigkeit gearbeitet und/oder gesoffen haben. Das Gerede von „Wiedereingliederung in den ersten Arbeitsmarkt" ist eine Lüge, die jeder leicht als Lüge erkennen kann, der sich die betreffenden Verhältnisse auch nur eine halbe Stunde anguckt.[5] Auf dem Tennisplatz habe ich einen trockenen Alkoholiker, einen Fabrikkrüppel mit kaputtem Arm, einen älteren Italiener mit schlechten Deutschkenntnissen und einen 45-jährigen Deutschrussen kennengelernt. Dieser Deutschrusse, Ernst hieß er, war außer Ziggy der Einzige, der ab und zu etwas aus seinem Leben erzählte. Er hat 30 Jahre als gelernter Traktorist in Sibirien verbracht und nachdem die landwirtschaftliche Produktgenossenschaft, in der er von seinem 14. Lebensjahr an beschäftigt war, geschlossen worden ist, bis kurz vor seiner Emigration nach Deutschland auf einem Friedhof Gräber in den gefrorenen sibirischen Boden gesprengt. Eine Knochenarbeit bei 40 Grad Minus, die er nach eigener Aussage nur mit zwei Kilo Fleisch und einer Flasche Wodka pro Tag aushielt. Nachdem seine Frau ihn verlassen hatte und zurück nach Russland gegangen war, lebte er alleine mit seiner 16-jährigen Tochter. Die saß nach dem Hauptschulabschluss nur noch in der Wohnung und weigerte sich nach 40 ergebnislosen Bewerbungsschreiben weiter nach Arbeit zu suchen. Deswegen hatte er einige *„häusliche Probleme"* mit ihr und war an einem der vielen Tage, die ich mit ihm auf dem Tennisplatz verbracht habe, sichtlich verzweifelt. Eine Sachbearbeiterin des Jugendamtes hatte ihn Vortags aufgesucht und Vorhaltungen wegen seiner Erziehungsmethoden gemacht. Sie drohte mit der Polizei. Er berichtete davon und fragte in seiner Ratlosigkeit: *„Wie soll ich meine Tochter dazu bringen, arbeiten zu gehen, wenn ich sie nicht verprügeln darf? Sie sieht doch jeden Tag, was ich machen muss"*. Das war einer der wenigen wahren Sätze, die ich in Unterliederbach zu hören bekommen habe.

Wenige Tage nach dem Gespräch kam Ernst nicht mehr zur Arbeit. Er war ansonsten immer pünktlich, machte sogar freiwillig Überstunden und war deswegen der einzige, der den kleinen Traktor fahren durfte. Morgens in der Werkstatt, vor dem Arbeitsbeginn, befragte ich Ziggy nach dem Verbleib des Kollegen. Auf seinem Frühstück herumkauend, teilte der mir wortkarg mit, dass Ernst *„kaputt"* sei. *„Der liegt im Krankenhaus, weil er einen Hirnschlag hatte. Kann nicht mehr sprechen und laufen... den siehst du nie wieder"*, ergänzte einer der anderen. Damit war für diese abgestumpften Typen das Thema beendet.

Nach drei Monaten habe ich beschlossen, den Kram hinzuschmeißen. An meinem letzten Tag habe ich den Platz bewässert. Ich durfte diese einfache Tätigkeit nur deswegen verrichten, weil Ernst nicht mehr da war. Ziggy und ich arbeiteten gemeinsam Rücken an Rücken auf Platz eins, direkt vor der Terrasse des großen Clubhauses, auf der schon einige Gäste unter den Sonnenschirmen Platz genommen hatten und Cola tranken. Er winkte gelegentlich zu ihnen herüber und machte lauthals harmlose Scherze, während wir beide mit Schläuchen auf dem Platz standen und den roten Schotter besprengten. Irgendwann hörte ich ihn stöhnen. Er röchelte regelrecht und bat mich im Flüsterton, zu ihm zu kommen. Er hing in einer seltsam gekrümmten Haltung über dem Hydrant, an dem er Sekunden zuvor noch herumgeschraubt hatte, um den Wasserdruck zu erhöhen. Er bat mich darum, ihn in seinem hilflosen Zustand mit meinem Körper vor den neugierigen Blicken der Clubgäste auf der Terrasse abzuschirmen. *„Die dürfen mich so nicht sehen, sonst habe ich den Job nicht mehr lange.“* Langsam begriff ich: Auf den Baustellen dieser Welt hatte er sich das Rückgrat kaputt gemacht. Mit diesem Rückenschaden kann er nicht einmal mehr einen Eimer Sand hochheben. Nach mehreren Operationen ist er nur noch unter starken Medikamenten arbeitsfähig. Seitdem er auf dem Tennisplatz für einen Niedriglohn den Hausmeister mimt, kann er sich die für die Behandlung notwendigen Spritzen nicht mehr leisten.[6] Seine Starker-Mann Attitüde, die Sexgeschichten, die permanenten Arbeitskommandos, also der komplette lautstarke Arschlochauftritt, ist eine reine Fassade, mit der er sich vor der Entlarvung als Arbeitsinvalide zu bewahren sucht und nicht nur auf diese Weise das Letzte, was er im Leben noch zu bieten hat. Wir Ein-Euro-Jobber waren, oder sind, seine Versicherung, sein einziges Werkzeug, nützliche Gegenstände, die ihn im Arbeitsleben halten. Die Handgriffe, die er nicht mehr erledigen kann, erledigen wir und er muss uns dazu antreiben.

Was Ziggy zum Krüppel und die Anderen wortlosen und stumpf gemacht hat,[b] ist dasjenige gesellschaftliche Verhältnis, in dem das Proletariat als bloße Summe von Arbeitskraftbehältern tagtäglich in die knochenbrecherische Entfremdung der Lohnarbeit gepresst wird, ohne dass einem bei diesem alltäglichen Prozess die Zeit bliebe, sich über dieses unvernünftige Verhältnis Gedanken zu machen. Der Kapitalismus: Ein System in dem die Menschen von Dingen beherrscht werden, in dem sie sich gegenseitig zu Dingen machen müssen, um zu funktionieren, d.h. zu leben und darüber selber tendenziell zu wortlosen Dingen werden. ▪

Anmerkungen

1. Inwieweit das angesprochene Thema der Ein-Euro-Jobs in Frankfurt a. M. aktuell noch relevant ist, weiß ich nicht. Meine Teilnahme an dieser Maßnahme liegt drei Jahre zurück. Bei meiner letzten Unterredung mit der für mich zuständigen Sachbearbeiterin, wurde mir mitgeteilt, dass die Gelder für diese Maßnahmen gekürzt worden seien, weil sich viele der Tätigkeiten, die im Rahmen des § 16 Abs. 3 SGB II vermittelt worden sind, als wenig sinnhaft, also arbeitsplatzfördernd erwiesen haben. Ob die von Staatswegen her organisierte Disziplinierungs- und Zwangsmaßnahmen gegen die Überflüssigen als Ein-Euro-Job, oder in veränderter Form, bis heute fortgesetzt werden, ist für diesen Artikel aber nicht von Belang. Schließlich geht es lediglich darum, anhand eines kleinen konkreten Beispiels, die im Sinne des Kapitals und seiner Charaktermasken geformte Arbeitslosenverwaltung und die von ihr entscheidend mitgeprägte proletarische Lebensrealität zu charakterisieren und damit zu denunzieren. Dieser Text wurde nicht als Agitation für eine Reform des Arbeitslosenverwaltung geschrieben und er thematisiert auch nicht ausschließlich die

(vermeintliche) Sinnlosigkeit von Ein-Euro-Jobs. Dieser Text ist eine revolutionär motivierte Madigmachung des Bestehenden. Material für eine entsprechende Madigmachung findet sich aber nicht nur an Orten, wo Ein-Euro-Jobber für jeden klar ersichtlich zum Narren gehalten und ausgebeutet werden, sondern überall dort, wo Menschen unter multiplen Peinigungen lebenslang den Rücken krumm machen müssen für das Kapital!

2. Ein reiner Irrsinn. Nicht die kleinste Grube wird heute noch mit der Hand ausgehoben. Auf dem Bau – wir arbeiteten schließlich auf einer regelrechten Baustelle – wird jede Grube mit einem Caterpillar oder einem Bobcat ausgehoben. Für die Arbeit, die mit einem dieser Geräte in zwei Stunden erledigt ist, benötigten wir mit Spaten und Schaufel vier Tage. Ein Bobcat z.B. kann man für 100 Euro pro Tag mieten, ebenso einen Laster, eine kleine selbst fahrende Dampfwalze, einen Presslufthammer, etc. Die Straßenarbeiter, die zufällig in Sichtweite auf einer Baustelle arbeiteten, haben uns nicht nur einmal in ihrer Mittagspause mitleidig zugeschaut, mit dem Kopf geschüttelt und dumme Witze herüber gerufen.
3. Eben das Gesetz, das die Ein-Euro-Jobs regelt und seit dem 1. Januar 2005 in Kraft ist.
4. Die 7-Minuten-Zuspätkommerei war wochenlang ein Streitthema zwischen mir und Ziggy. Ich kam regelmäßig genau 7 Minuten zu spät. Meine Zugverbindungen lagen genau so, das ich entweder einen Zug früher nehmen konnte, um dann 20 Minuten zu früh vor der verschlossenen Werkstatt zu stehen, also zum Arbeitsbeginn pünktlich, oder eben sieben Minuten zu spät. Allerdings ist diese gehässige Pingeligkeit nicht auf Ziggys Mist gewachsen. Die Sachbearbeiterin von der Frankfurter Werkstatt rief regelmäßig in der Werkstatt an und verbreitete Arbeitspropaganda und ängstigte Ziggy mit dem Entzug von uns Ein-Euro-Jobbern. Warum er vor dem Verlust unserer Arbeitskraft so eine Heidenangst hatte, habe ich erst später begriffen und das wird im letzten Absatz auch noch Thema sein.
5. Dies war nicht der einzige Ein-Euro-Job, den ich gemacht habe. Zwei Jahre zuvor habe ich 10 Monate an einem besseren Ort gearbeitet, wo die Verhältnisse von der Vereinsleitung freundlicher eingerichtet worden waren. Ich habe also ein wenig Erfahrung mit den Verhältnissen, die durch das SGB II ermöglicht worden sind. Die Leute, die dort arbeiteten, waren ebenfalls zur Lohnarbeit völlig untaugliche, von der Arbeitswelt und damit von der Gesellschaft ausgespieene Menschen. An eine Vermittlung in den ersten Arbeitsmarkt war bei keiner und keinem von ihnen zu denken.
6. Seine Medikamente sind mit der Arzneimittelreform 2001 – wie viele andere sinnvolle und lebenswichtige Medikamente – von der Verschreibbarkeitsliste gestrichen worden, sodass Menschen wie Ziggy das sie Erhaltende selber zahlen müssen. In seinem Fall waren das 300 Euro monatlich, die er schon lange nicht mehr aufbringen kann, wie er mir erzählte.

Leseempfehlungen:

a. Wer glaubt, die gehässige Idee, Lohnarbeitslose, also für die Kapitalakkumulation größtenteils Überflüssige, permanent auf Trab und damit zu allem bereit halten zu müssen, indem man sie unter materiellem Mangel und direktem Arbeitszwang hält, wäre eine „unmoralische“ Idee des „Spätkapitalismus“, die erst nach der Zeit des prosperierenden Fordismus in den Hirnen der volksverräterischen Politiker aufgekommen ist, sei auf folgende Zeilen aus dem Kapital hingewiesen, in denen K. Marx einen damals schon toten (der von ihm zitierte und kommentierte Diskussionsbeitrag stammt von 1734!) englischen Regierungsbeamten zitierte, der sich damals über die mangelnde Arbeitsmoral des Proletariats mokierte: „Daß die Menschheit im Allgemeinen von Natur zur Bequemlichkeit und Trägheit neigt, davon machen wir die fatale Erfahrung im Betragen unseres Manufakturpöbels, der durchschnittlich nicht über vier Tage die Woche arbeitet, ausser im Falle einer Teuerung der Lebensmittel... Da aber der Arbeitslohn in diesem Königreich viel höher steht, verglichen mit dem Preis der Lebensmittel, so besitzt der Manufakturarbeiter, der vier Tage arbeitet, einen Geldüberschuß, womit er den Rest der Woche müßig lebt... ich hoffe ich habe genug gesagt, um klarzumachen, daß mäßige Arbeit während 6 Tagen in der Woche keine Sklaverei ist“. Der Verfasser dieser um die Arbeitsmoral des Proletariats und damit um das Wohl des Kapitals besorgten Zeilen hatte auch eine Lösung, die nicht von ungefähr stark an das heutige Arbeitsamt und seine Maßnahmen erinnert. Marx erläutert weiter, den

Engländer zitierend: „Zu diesem Zwecke, wie zur Ausrottung der Faulenzerei, Ausschweifung und romantischen Freiheitsduselei", ditto „zur Minderung der Armentaxe, Förderung des Geistes der Industrie und Herabdrückung des Arbeitspreises in den Manufakturen", schlägt unser treuer Eckhardt des Kapitals das probate Mittel vor, solche Arbeiter, die der öffentlichen Wohltätigkeit anheimfallen, in einem Wort, Paupers, einzusperren in ein „ideales Arbeitshaus" („an ideal workhouse"). „Ein solches Haus muß zu einem Hause des Schreckens („house of terror") gemacht werden". Man ändere nur den Wortlaut und behalte den Inhalt bei, und man merkt, wie sich die Argumente und Denkfiguren mit den Inhalten aktueller Arbeitsmarktdebatten zu 100% decken. 280 Jahre ist das her! Fürwahr, Marx hat einen entscheidenden Text zitiert und einen der wichtigsten Ideologiestränge innerhalb des gesellschaftlichen Gesprächs über Lohnarbeitslose entlarvt. Ein Stichwort aus unserer Zeit wäre das oft genannte sogenannte „Abstandsgebot". Das reine Verwertungsinteresse des Kapitals spricht aus diesen mitleidlosen Zeilen ebenso deutlich, wie aus den Merkblättern und Richtlinien des heutigen Arbeitsamtes! Alles nachzulesen in MEW 23, Seite 291 – 293.

b. Der Autor eines sehr klugen und unbedingt lesenswerten biographischen Buches, beschreibt die unbedingte Notwendigkeit zur Abstumpfung und individuellen Anpassung der proletarischen Subjekte an wirklich jede Lage u.A. folgendermaßen: „Am Abend nimmt er einen Traum mit in den Schlaf, um am Morgen darauf wieder grausam nüchtern zu erwachen, die Gewissheit immer tiefer, die Verzweiflung näher. Zuerst hofft er auf das Ende von drei Tagen, dann auf das Ende von drei Wochen, vielleicht ist er stark genug, das Ende von drei Monaten, vielleicht sogar von drei Jahren zu erhoffen. In den meisten siegt am Ende der Alltag: Sie richten sich im Elend häuslich ein, werden Gefangene aus Gewohnheit. Wehe aber dem, dessen Hoffnung stärker ist als drei Jahre Wartens, dem Grau grau bleibt, der gezwungen ist, wach zu bleiben und zu erkennen, daß er für immer und ewig gefangen ist. Er spürt, wie die Verzweiflung endlich das Herz erreicht. Wie dröhnende Tropfen folgen sich ihm die Morgen und treiben ihm die Gewißheit mit Hammerschlägen in das Gehirn". Georg K. Glaser, „Geheimnis und Gewalt", Seite 197. ·

Vom Namen des Thieres

Oder: Die Zahl seines Namens

VON AQUILAH CHALID

„Und es führte irre die Bewohner der Erde ob der Zeichen, welche zu thun Angesichts des Thieres ihm gegeben worden, indem es den auf der Erde Wohnenden sagte, ein Bild zu machen dem Thiere, welches die Wunde hat des Schwertes und lebendig ist. Und gegeben ward ihm, Geist zu geben dem Bilde des Thieres, daß sogar das Bild des Thieres redete, und daß es machte, daß Alle, die nicht anbeteten das Bild des Thieres, getötet wurden. Und machen wird es, daß Alle, die Kleinen und die Großen, die Reichen und die Armen, die Freien und die Sklaven, ein Malzeichen haben in ihrer rechten Hand oder an ihrer Stirne, damit Niemand kaufen könne oder verkaufen, ausgenommen wer das Malzeichen hat, den Namen des Thieres oder die Zahl seines Namens. Hierin ist die Weisheit. Wer Einsicht hat, berechne die Zahl des Thieres. Denn Menschenzahl ist sie, und seine Zahl ist sechshundert sechs und sechzig."
(Offenbarung des Johannes XIII)

Der Staat ist das Produkt wie die Äußerung unversöhnlicher Klassengegensätze, die ihre gesellschaftliche Vermittlung in der Form des Warentausches finden, als dessen Garant der Staat dem Vertrag selbst vorgelagert ist. Wo er dem Vertragsabschluss von zu Rechtssubjekten degradierten Individuen entspringt, ist er zugleich erste Bedingung dieser Verträge. Wie das allgemeine Äquivalent eine Sonderstellung gegenüber den anderen Waren ein-

nimmt, so ist auch er der Ungleiche über den formell Gleichen. Wo sie der Gewalt durch einen Prozess weitgehend bewusstloser Praxis entsagen, um der physischen Bedrohung seitens ihres Nächsten im abstrakten Zustand des jus naturale zu entgehen, somit der absoluten Autonomie die Existenzbedrohung entgegenhalten; damit einhergehend die ambivalente Reduktion von Freiheit auf Konkurrenzfreiheit auf dem Markt und von Selbstbestimmung auf Mitbestimmung bei den Führungskonflikten innerhalb rechtsstaatlicher Politik mitvollziehen, muss er – als das naturwüchsige Resultat dieser Praxis – alle Gewalt in sich bündeln, um ihnen dies Anliegen rechtlich zu sichern. Wo ihre Existenz durch die mittels Arbeit und Kapital entfalteten Produktivkräfte und der dadurch bedingten Zunahme individueller Fähigkeiten eine wesentliche Bereicherung erfährt und in gleichem Atemzuge in ihrer Entfaltung und Entäußerung – damit einher in ihrer Individualität – durch das Zwangskorsett eines Bürgers beschränkt und erniedrigt wird, ist die seine unumstößlich mit dem ihn nährenden Wert als versachlichtes gesellschaftliches Produktionsverhältnis verbunden.

Wie sich der Wert einer Ware als Tauschwert im Gebrauchswert des allgemeinen Äquivalents, der Geldware, darstellt, so schlägt sich auch das physische unmittelbar-allgemeine Gewaltmonopol rechtsstaatlicher Souveränität momenthaft im konkreten Leib, des die Rechtsordnung sichernden Bürgers als Staatsbeamten im Innern, wie auch im Leib des Berufssoldaten, dem der Schutz des Staates nach außen obliegt, nieder. Es ist letztendlich der sich im Staat verbergende Souverän, der kraft seiner physischen Gewalt das sich in der Wertmateriatur des Geldes und letztlich des Goldes – als notwendige physische Grundlage – niederschlagende allgemeine Äquivalent legitimiert und somit das Prinzip von dessen Anhäufung zum Selbstzweck, mit dem Nebeneffekt der möglichen Befriedigung eines für die Proletarisierten beschränkten Bereichs von der kapitalistischen Warenproduktion selbst entspringenden oder durch diese transformierten Bedürfnissen; wie es auch die vom Souverän exekutierten Reproduktionsbedin-

***VERMISCHTES** Die Krise kostet den Zeitgenossen den ohnehin kärglich bemessenen Restverstand. Es ist eine fast lustige Tragödie, etwa auf spiegel.de die Artikel Münchaus' zu lesen: man weiß nicht so recht, ob die Kreislauftheoretiker die letzten Halbvernünftigen waren, oder die ersten Vollirren. Auf der einen Seite: wie vernünftig, nicht auf jede Welle von irrationalem Hass aufzuspringen, sondern zu untersuchen, wie sich die wirtschaftlichen Verhältnisse „wirklich" verhalten; auf der anderen Seite: wie wahnsinnig, zu glauben, diesen Verhältnissen mit Vernunft beikommen zu können. Der Optimismus einer Vernunft, die in den Zahlen der Ökonomie auch nur eine Art von Mathematik sehen will, ist humaner als der blanke Hass der von den terms of trade begünstigten, die noch nicht einsehen wollen, dass ihre hinterlistige Arbeitsamkeit ihre Abnehmer schon ruiniert hat, aber die schon begreifen, dass sie selbst die nächsten sein werden. Die Einsicht aber, die jene Vernunft diesem Ressentiment voraus hat, ist selbst hilflos, weil sie nicht geholfen hätte, selbst wenn sie rechtzeitig allgemein geworden wäre. Denn man hat es nicht mit einem einfachen System von Zahlen zu tun, und die, die sich nun betrogen fühlen, sind gegen die Mathematiker des Gleichgewichts im Recht: sie waren wirklich betrogen, schon immer. Keine noch so schöne Theorie macht den ganzen Widersinn vernünftig, und wenn sie noch so richtig ist. Zum Beweis die schönen Kolumnen Münchaus auf spiegel.de und ihre völlige Inkommensurabilität und Hilflosigkeit gegen den tobenden Menschenhass in den Kommentarspalten darunter. +++*

gungen sind und damit einhergehend die erfolgreiche Kapitalverwertung ist, die ihn selbst, und somit die Synthese von Recht und Ordnung zur Rechtsordnung, legitimiert.

Es ist der Begriff der Souveränität, speziell derjenige der Volkssouveränität, welcher das personalistische Element eines Souveräns, der rechtsstaatlichen Ordnung angemessen, zu überdecken vermag, es dezentralisiert, um es sogleich in den Kategorien Legislative, Exekutive, Judikative, somit fast gänzlich im Begriff des Staates, aufgehen zu lassen. Wo Kapitalakkumulation in einem solchen Maße stattfindet, dass sie, wie auch ihr Garant, keine ernstzunehmende praktische Infragestellung erfahren und somit die Rechtsordnung nicht entzweit wird, dort bedarf es nicht der als allgemeiner Mensch geltenden Person, die als Souverän sich zu erkennen gibt, um seine Art von Ordnung und mit ihr die Bedingungen für erfolgreiche Akkumulation zu (re-) installieren. Doch ist zweifelsohne, wie der Begriff des Überdeckens verrät, der allgemeine Mensch als das große Thier diesem gesellschaftlichen Verhältnis sowohl abstrakt-dezentralistisch vorausgesetzt wie auch im Wertverwertenden „automatischen Subjekt“ tendenziell zu seiner Erhebung angelegt:

Es ist der im Staat in sich zerfließende Souverän, dem als hybrides künstliches Thier, als biblisches, zu gegebenem Zeitpunkt auftauchendes Ungeheuer Leviathan, alle Gewalt mittels Kaufvertrag einverleibt wird. Wird im Innern seinem Recht Folge getan, so kann er seinen Bürgern als berechenbare Maschine erscheinen, seinen Feinden jedoch, ganz gleich ob nach seinem Bilde Vertragsbrecher, Staatsfeind oder Feindstaat, erweist er sich als gefährliches Thier, denen er mit der Gewalt des Rechts oder dem Recht auf Gewalt entgegentritt.[1]

Es ist die der spiralförmigen Entwicklung des Kapitals geschuldete Bewegung hin zur Nullzeit, die mit ihr ersichtlich werdende unvernünftige und widersprüchliche Konstitution des Kapitals[2] und letztendlich die Gefahr der aus ihr entspringenden, den Staat erfassenden politökonomischen Krise, welche als eine der ausschlaggebenden Bedingungen den Souverän in Gestalt eines unkontrollierbaren Thieres, als Behemoth, sich seiner rechtsstaatlichen Ketten zu entledigen veranlasst.[3] Die Tendenz des Kapitals, zum Zweck der Konkurrenzfähigkeit seiner Eigentümer und der dadurch bedingten, stetig wachsenden Kapitalanhäufung, in immer kleiner werdenden Spiralen umzuschlagen, drückt dessen inhärente widersprüchliche Logik aus, sich des Gebrauchswerts als stofflichem Träger des Werts zu entledigen. Dem hierbei gesetzten Ideal G = G’ kann sich auf rechtsstaatlicher Ebene lediglich bis zur Krise angenähert werden, da sich trotz Verlagerung der organischen Zusammensetzung des Kapitals zur toten Arbeit die lebendige, und mit ihr die Arbeitskraft-Warenmonade als ihr stofflicher und wertbildender Träger, als letzte Schranke erweist. Dem zu sich kommenden, im Rechtsstaat bereits angelegten, unrechtsstaatlichen Souverän in personalisierter Form eines allgemeinen Menschen[4] fällt anbei die Aufgabe zu, sich im Moment des für die Jurisprudenz „übernatürlichen Wunders“, welches mit den Mitteln des Rechts nicht zu fassen ist, im gesellschaftlichen Ausnahmezustand nämlich, selbst fleischlich werden zu lassen und sich im gleichen Atemzuge – seiner eigenen, auf keinerlei wirkliche Versöhnung ausgelegten Logik folgend, die mit der ebenfalls unversöhnlich sich spiralförmig entwickelnden Logik der Tendenz zur Nullzeit einhergeht – dem Nichts, durch unmittelbar-gewaltsame Praxis gegenüber allen zum Feind stigmatisierten Menschen, zu verschreiben.[5]

Dieser Souverän vermag es also mittels der von den einzelnen – im Begriff des Volkes auf-

gehenden – Arbeitskraft-Warenmonaden zugesicherten Todes- und Tötungsbereitschaft, wie sie sich bereits rechtsstaatlich im bis zum völligen Verschleiß ihres Warenkörpers diktierten Arbeitszwang der Zivilbevölkerung und im Tötungszwang des Soldaten artikuliert, die letzte Schranke zu durchbrechen und dem ausschüssigen Menschenmaterial, vor allem aber den zum existentiellen Feind Auserkorenen, auf grausamste Art und Weise zu Leibe zu rücken. Der allgemeine, sich als Souverän setzende Mensch ist aber, trotz seines konkret-dinglichen Seins, real-abstrakter Ausdruck der Volksgesinnung, welche zu diesem Zeitpunkt wesentlich auf die ungehaltene pathische Projektion der eigenen Unzulänglichkeiten wie auch derjenigen der verkehrt eingerichteten Welt auf andere fokussiert ist und diese, von der Vorstellung des allgemeinen Menschen legitimiert, tatkräftig zu exorzieren sich anschickt.[6]

Mit der negativen Aufhebung des bürgerlichen Rechtsstaats verschwindet der Bürger selbst und weicht im Fall der schlechten (Selbst-) Aufhebung, wie sie mit den Krisenbewältigungsversuchen eines Unstaates einhergeht, den als Mordkollektiv sich zusammenschweißenden Volksgenossen, welche sich, damit sich die Entscheidung des Souveräns in ihnen und nicht auf ihnen niederschlägt, diesem gleichzumachen haben und dies zumeist auch, basierend auf der Fetischisierung von Staat und Kapital, bewusst-unbewusst, für die blutigste Ausbeutung und totale Herrschaft parteinehmend, auf masochistische und zugleich momenthaft-befriedigende sadistische Art und Weise, durch permanente Fahndung und Verfolgung vermeintlicher Volksschädlinge als Mittel der Entschädigung für Entsagung und Selbstzurichtung, bereitwillig tun. Analog zur Verschiebung der individuellen Psyche vollzieht sich eine Stilllegung des Klassenkampfs durch Volksgemeinschaft und Arbeitsfront. Diese Stilllegung bewirkt letztlich den totalen Ausbruch der asozialen Seite der Konkurrenz, die an keinerlei Regeln mehr gebunden ist und geht somit mit jenem modernisierten Naturzustand einher, in dem sich diese Konkurrenz unmittelbar gewalttätig artikuliert. Das bürgerliche Subjekt, das sich unter bürgerlichen Verhältnissen in die Charaktermasken Bourgeois und Citoyen aufspaltet und in diesem Spannungsverhältnis die Anforderungen beider Pole zu vermitteln hat, findet sich nun in jener Form wieder, in dem dieses Verhältnis dahingehend zugespitzt wurde, dass sich gerade die schlechtesten Züge jener bürgerlichen Subjektivität realisieren. Das einstige bürgerlich vermittelte Eigeninteresse schlägt um in eine bestialische Raffgier, die keinerlei Grenzen zu kennen scheint und allen Konventionen enthoben ist. Zugleich stellt sich in ihm eine völlig wahnsinnige Selbstlosigkeit ein; eine totale Hingabe und Aufopferung für Volk und Führer, bei der der eigene Tod billigend in Kauf genommen oder gar als ehrenhafte Tat begriffen wird. So nimmt der Einzelne diejenigen subjektiven Anteile zurück, die zur Realisierung der in Keimform schon enthaltenen Möglichkeit wahrer Individualität vorhanden sind, indem er völlig in der bürgerlichen Subjektform aufgeht und ihr zur totalen Durchsetzung verhilft. Der einstige Bürger, nun von der Kette gelassen, verwandelt sich vollends vom bürgerlichen Individuum in die mordende Bestie.

Es ist die von Carl Schmitt in all ihrer fetischistischen und antisemitischen Tragweite positiv in juristische Begriffe gegossene und von Hitler praktizierte Bestimmung des Politischen als Unterscheidung zwischen öffentlichem Freund und Feind, wie sie als Logik des Souveräns auch noch der heutigen bürgerlichen Ordnung und der mit ihr einhergehenden Ideologien – z.B. in Form des Imperativs „Gemeinwohl vor Eigennutz“ und der Einschwörung

des Individuums auf Staat, Nation und letztendlich Volk – zu Grunde liegt. Diese Rechtsordnung, mitsamt der in ihr angelegten und zur Entfaltung drängenden reaktionären Weltanschauung, bildet die Voraussetzung für den Umschlag hin zur formlosen Ordnung nationalsozialistischer „Unstaatlichkeit".
Der Souverän, als derjenige, der kraft seiner Gewalt über den Ausnahmezustand entscheidet, vermag sich am Ende der Spirale als Ausnahmezustand zu etablieren, der seinerseits über den Souverän entscheidet (Scheit) und sich selbst die Krise mittels unvorstellbarer Gewalt auszutreiben sucht. Das Politische fällt hierbei mit dem Volk in eins; das Gewaltmonopol, welches unter rechtsstaatlichen Verhältnissen das Individuum nicht zuletzt vor dem Kollektiv zu schützen vermochte, wird von diesem selbst adaptiert, um in der äußersten Formlosigkeit das Gebot des Gemeinwohls als total zu setzen, in dem die politische Einheit des Volkes sich selbst das Primäre ist. Doch wo es dem Volk im Angesicht der Krise um die Selbstbehauptung geht, ist ein innerer Feind als Gegensatz, als Bedingung des Zusammenschlusses immer schon vorausgesetzt, den es zur Erlangung der Widerspruchslosigkeit, der Etablierung eines von allem gereinigten Volksbegriffs auszumerzen gilt, wobei sich gerade das Befugnismonopol des Souveräns auf die Todes- und Tötungsbereitschaft als dasjenige Mittel für das mörderische Ziel der Reinwerdung des Volkes erweist. Das Volk als ex negativo bestimmte, zur Identität mit sich selbst und dem Kapital drängende Einheit muss sich zum Feind die existentielle Andersartigkeit, Fremdheit als seinsmäßige Charakterisierung in Form von pathisch-projizierten Personalisierungen setzen, welches Anderssein des Fremden, sofern es nach dem Bilde dieses Souveräns die Negation der eigenen Art Existenz bedeutet, wortwörtlich zu Staub gemacht wird, um die vermeintlich eigene, seinsmäßig-natürliche Art von Leben zu bewahren, eines „Lebens", welches nicht abseits kapitalistischer Ausbeutung gedacht werden kann. Ausbeutung und Herrschaft werden hierbei in ihrer brutalstmöglichen Ausformung verewigt; damit einhergehend nicht nur die praktische Verwirklichung einer menschlichen Gesellschaft verunmöglicht, sondern überhaupt die Möglichkeit, auch nur eine andere Form von Vergesellschaftung zu denken, durchgestrichen.
Das Formalrecht weicht dem Lebensrecht, welches, gebunden an die jeweilige Volkszugehörigkeit, das „Wie-Sein" an die Zugehörigkeit zu einer Masse bestimmt (Scheit), welche auch sogleich ihren völkischen Wahn gegen Individualität, „Kulturlosigkeit" und alle weiteren, imaginiert-existenzbedrohende Negativbilder der eigenen Existenz (Bilder, wie sie das jüdische „Antivolk" zu verkörpern hat) walten lässt. Die einzelnen noch lebendigen Ware-Arbeitskraft-Monaden sollen in ihrem rückstandslosen Aufgehen im Volkssouverän auch sogleich die Mimesis an die ganze Warenwelt der toten, aufgehäuften Arbeit restlos mitvollziehen und ihrem Dasein als bloße Materie, in dem sich die Entscheidungen des Kapitals und Souveräns niederschlagen und darstellen, also ihrem „Sein zum Tode", in freudig-mörderischer Volksfeststimmung beipflichten.
Die innere Abwehr der Zumutung, die Krise als Inbegriff einer widersprüchlich eingerichteten Gesellschaft zu fassen, bedient sich der modernen Fetischformen bis hin zu einem antisemitischen Weltbild, in dem die Widersprüche der warenproduzierenden Gesellschaft auf „jüdisch" agierende einzelne „skrupellos-egoistische Volksschädlinge" in der Finanzwirtschaft, auf dessen phantasierte geopolitische, „künstlich-kulturlose" Aggregation im Juden unter den Staaten oder letztendlich „konkret" auf das jüdische Volk als weltweit hinter den Kulissen agierend vorge-

stellte Antirasse, projiziert werden und diese Objekte der pathischen Projektion somit als Urheber des Desasters und Ursprung alles Bösen erscheinen. Es ist das Verlangen, der Krise und der sie bedingenden politischen Ökonomie als gesellschaftliches „Subjekt“ Herr zu werden, sie zu verstehen, und zwar in dem Maße, wie all die als mehr oder weniger offen jüdisch konnotierten Finanzjongleure, Think Tanks und Machtinhaber sie zu lenken verstehen würden und bewusst für ihr Streben nach Weltherrschaft einzusetzen scheinen. Das nicht nachvollziehbare Vermögen dieses scheinbar existentiellen, nach Allmacht strebenden Feindes heißt es in dessen totaler Vernichtung sich anzueignen, um selbst als Imperator einer zum Naturzustand verewigten kapitalistischen Totalität zu erscheinen und diese nach eigenem ideologischen Bild zu lenken. Weder kann sich aber die Politik ihrer ökonomischen Konkurrenzgrundlage gänzlich entziehen und die Wirtschaft reibungslos in den Dienst der Volksgemeinschaft nach Maßgabe von dessen Lynchjustiz stellen, ohne ihren souveränen Status zu verlieren, sondern sie unterliegt selbst den Direktiven des Kapitals und dessen Drang zur Nullzeit. Noch gar lassen sich zuvor die Übel dieser Gesellschaftsformation anhand einzelner Sündenböcke (sehr wohl aber diese als zu deren stofflichem Träger stigmatisierte) in Rauch auflösen; denn das Vertrackte an diesem Feind ist, dass er als wirkliche, konkret fassbare Person gar nicht existiert, sondern nur als pathisch projiziertes Bild des gesellschaftlichen Seins, also der kapitalistischen Tauschgesellschaft und der mit ihr aufkommenden ideologischen Verklärungen unmenschlichen Seins erscheint. Die mörderische Dynamik einer Gesellschaftsformation, die sich wesentlich durch das pathisch projizierte Bild eines existentiellen Feindes konstituiert, kennt kein Ende in Form einer Normalisierung. Sie bedarf des Mordens und schürt durch ihr mörderisches Wesen noch selbst unter den Volksgenossen jene Panik davor, selbst der Nächste zu sein, der dem Wahn zum Opfer fällt, die sie dazu veranlasst, durch immer brutalere Vorgehensweisen ihre Nützlichkeit für die Volksgemeinschaft unter Beweis zu stellen. So ist es also nicht möglich, die verkehrte Einrichtung der Welt an ihren Personalisierungen restlos zu exorzieren. Das Bild des Feindes bleibt, ganz gleich wie viele Menschen dem Wahn zum Opfer fallen, bestehen, denn wo bereits die Logik von Staat und Kapital keinerlei Versöhnung kennt, ist diejenige des aus ihrer Krise entspringenden antisemitischen Unstaates nur noch im Tod zu finden. ▪

Anmerkungen

1. Das Recht selbst ist in letzter Instanz an seine Gewalt gebunden, jedoch macht es praktisch einen Unterschied ums Ganze, ob sich ein Souverän in der Regel an das eigens gesetzte Recht auch hält (Recht auf körperliche Unversehrtheit) oder das Potential seiner Gewalt ganz unvermittelt ausschöpft und der Leib des Einzelnen vollends seiner Willkür unterliegt
2. Da sich Staaten, bzw. Souveräne zueinander in einem unaufhebbaren „Naturzustand“ befinden – der natürlich nicht minder gesellschaftlich ist wie derjenige zwischen Individuen – , ihnen übergeordnete Instanzen lediglich „virtuelles“ (Scheit), gelten sollendes, da nämlich von keiner Gewalt garantiertes Recht zu empfehlen in der Lage sind, an die sich ein Souverän halten kann oder auch nicht, stehen sie sich, den ideologischen Verschleierungen zum Trotz, als existenzbedrohende Monster gegenüber.
3. Wie sie in Keimform bereits in der Gleichung x Ware A = y Ware B sich darstellen lässt.

4. Was von einem solchen Souverän noch in die Form gesetzlicher Paragraphen gegossen wird, das von ihm gesprochene, gar gesetzte Recht also, erweist sich als bloßer Ausdruck des sich stetig wandelnden Willens dieses Souveräns, wie schon die deutsche Reichstagsbrandverordnung von 1933 bewies. Er weiß, dass er, um Recht zu sprechen, keines zu haben braucht, dieses zu setzen sich aber als nützliches Organisationsmittel für den Angriffskrieg und die Massenvernichtung erweist
5. Auch wenn sich die heutige Gesellschaft primär durch das Mittel der Gewalt konstituiert – wobei sich diese heute in Form stummen Zwangs konstituierter rechtlicher gesicherter Ausbeutungsverhältnisse äußert – und die Bedingungen zur Wiederholung der Geschichte nicht beseitigt sind, lässt sich anhand der noch immer bestehenden Vergesellschaftungsform keine teleologische Transformation hin zu einem unrechtsstaatlichen Racketsystem diagnostizieren, wohl aber Tendenzen, die zu einer solchen schlechten Aufhebung drängen.
6. Die hier aufgemachte und durchdeklinierte Darstellung einer Gesellschaft, welche tendenziell die organische Zusammensetzung des Kapitals hin zur restlosen Negation seiner variablen Komponente verschiebt, wie auch die analoge Darstellung der Logik des Antisemitismus nach der gänzlich etablierten Totalität der Barbarei, folgt der der kapitalistischen Gesellschaft inhärenten Logik selbst, welche sich praktisch in diesem Ausmaß nicht bis zu einem solchen apokalyptischen Endpunkt vollziehen wird. Das Aufgreifen und Durchexerzieren dieser Logik dient lediglich der Verdeutlichung ihres fatalistischen und auf keinerlei wirkliche Versöhnung gerichteten Prinzips.
7. Natürlich sind Volk und Souverän nicht identisch. Vielmehr verhält es sich so, dass es auch in ihrer Vermittlung – so z.B. durch die doppelsouveräne Struktur von Bewegung und Staat und dem damit einhergehenden Racketsystem im NS – zu Reibungen kommen kann, wie sie auch im weiteren Verlauf des Textes anklingen. Dennoch findet der Zusammenschluss durch den gemeinsam geschaffenen Feind statt, welcher maßgeblich durch antisemitische Projektionen konstruiert wird, wobei der Führer als Galionsfigur dieser Bewegung fungiert, an dem sich die einzelnen Banden zu orientieren haben und dem die einzelnen Volksgenossen ihre Entscheidungsfähigkeit abtreten.

***VERMISCHTES** Es gibt eine auffällige Lücke zwischen dem, was heute in der Filosofie, in den Künsten anerkannt wird, und dem, was wirklich neu und gut ist. Was anerkannt wird, ist meistens schlecht. Über so etwas ist in jedem früheren Zeitalter geklagt worden; und doch hat es in dieser Zeit eine spezifisch neue Qualität. Picasso war zu seiner Zeit berühmt; aber die heute berühmt sind, kennen nur noch die Halbgebildeten. Es ist für den Begriff der Kunst nicht nebensächlich, dass es Maler gibt, deren Werke schon zu Lebzeiten als wertbeständige Geldanlagen gelten, wie es vor 5 Jahren Staatspapiere waren und heute Gold: und die deswegen nur umso berühmter sind. Kunstkritik ähnelt schon der Anlageberatung. – Es ist auch nicht nebensächlich, dass es Theatermacher gibt, die in Interviews schon immer reihenweise die richtigen Dinge gesagt haben, aber keinerlei Anstalten machen können, daraus auch nur irgendeinen Schluss zu ziehen. Kunst heute produziert das Verstummen. Was heute stattfindet, findet, und nur teilweise unfreiwillig, im Verborgenen statt. Der offizielle Betrieb hat nichts, was er anbieten könnte, außer Geld und Ruhm; und es ist ohnehin schon mehr geschrieben, als je wird gelesen werden können. So größenwahnsinnig aber, unter diesen Umständen noch zu schreiben, zu malen, zu komponieren, ist nicht einmal ein junger Künstler; auch wenn diese Sorte sich von jeher für ebensoviele Messiase gehalten hat. – Die Zerstörung der Kunst ist anscheinend universell; es ist ja schon alles getan, gesagt; vieles davon gegen gute Bezahlung; eine Nötigung zu Kunst empfindet man nicht mehr in einer Zeit, wo der Suizid einfacher geworden ist als der Widerstand; und die Idee, man könne etwas autonom schaffen, oder überhaupt noch irgendetwas tun, von den gewandtesten längst als romantische Selbsttäuschung enttarnt worden ist.* +++

A Letter to Our Friends from Iran and the Arab World

Dear friends and comrades, revolutionaries, I've been invited from among your ranks to a peace rally the other day, over Israels war in Ghaza. I just don't know why. Maybe we have been too shy to declare how we think about these things. Let me set some things straight.

We will not rally for a phony peace, and we will never rally against Israel. To take out Islamism as a player on the political level, that would have been one of the foremost jobs of the revolutions of 2009 and 2011, of which some of you are veterans. We commend you on that; we deeply sympathize with your struggles. We did what little we could to support them, and always will.

But these revolutions have, up to now, failed to do so. Now Israel is fighting, once again, a war against these same forces. That should be, first and foremost, a moment of shame for every revolutionary; a shame that was inflicted on them all both by the power and sheer brutality of counterrevolution, and by mistakes on the part of the revolutionaries.

But, and that is the point: no revolutionary has the right to accuse Israel for defending itself against a threat that should have been taken out by now, by the revolution. No-one has the right to accuse others of his own failures. Just as the revolution has no-one to rely on but itself, it has no-one to accuse but itself. Revolution is the only solution. Its failure is the only problem.

First and foremost duty of any revolutionary in times of failure is self criticism, and not pointing the finger at others, especially not at those who have a history of having fingers pointed wrongly at them. Maybe we in Germany have not much to teach to anybody, but take that hint from us: our forerunners, the German communists, helped create a disaster for themselves, as well as death and destruction and annihilation for millions of others, when they chose to ignore and belittle the threat of antisemitism in the 1920s and 30s. It is still unclear if that defeat did not end the chances of revolution once and for all. You should not repeat these same mistakes.

Stop pointing fingers at Israel; start to realize that this war is your fault, and our fault. The task is to take out antisemitism. Then, and only then will Israel turn into a state as every other state is. Until that day Israel is the refuge of the Jews. And we at last will do what little we can do to support it, just as we do to support you when you are fighting for the right cause.

It is not us that have to choose. You have to. Take your time. But in the end, if you want to end the epoch of wars, and suppression, you will not go anywhere with pretending that this world of war is what it is just because Israel is fighting back. We all would, if put in that same place. And so would you, I hope, and so will revolution, I most sincerely hope.

Zionism is the Jews taking a stand against their fascist enemies. It would suit any internationalist revolutionary well to take a page from their book. And stop pointing fingers, and start to understand, I implore you, because it is you that the fate of this world is depending on now. And as long as antisemitism is in the world, it is deeply tied to the fate of the Jews.

With communist greetings
Joerg Finkenberger

Etwas über das Proletariat

Zur Metafysik der Klasse

VON JÖRG FINKENBERGER

Es sind ungefähr eineinhalb Jahrhunderte vergangen, seit der Satz geschrieben worden ist, dass die Befreiung der Arbeiterklasse nur das Werk der Arbeiterklasse selbst sein kann, und die Zeit seither war nicht gerade angetan dazu, einen besonders klaren Kommentar zu diesem Satz abzugeben. Es ist also nicht zu erwarten, dass man ihn heute besser versteht als damals, oder auch nur etwa genauso schlecht.

1. Ich bin die Debatten über das Proletariat leid, nicht nur, weil sie seit Jahrzehnten die selben sind, ohne dass dabei etwas gelernt worden wäre; oder weil alle, die dazu etwas zu sagen hätten, die Debatte für erledigt halten, und vor allem die sie betreiben, die dazu nicht so viel zu sagen haben; oder weil alle paar Jahre die eine oder die andere der beiden möglichen und falschen Antworten mit grossem Aufwand und noch grösserer Wirkung für ein stets und unfehlbar tief beeindrucktes Publikum neu aufgelegt werden wird. Ich kann die Debatte vor allem deswegen nicht ertragen, weil sie immer und anscheinend naturgesetzlich völlig falsch geführt wird; wie es das Schicksal aller sog. Debatten zu sein scheint.

Wenn Theorie die Warenform des Begriffes ist, sind Debatten ihr Warentausch; nur dass niemand dabei reicher wird. Es geht auch nicht darum; wir Linken sind genügsam; es geht darum, im Vergleich nicht ganz so arm auszusehen wie die Konkurrenz.

Partei A etwa „bezieht sich positiv auf das Proletariat“, wie ihr Partei B nachsagt; was ein Kunststück sein dürfte, das niemand der Partei A nachmachen möchte. Es erinnert an die Fähigkeit, seinen Kopf in den eigenen Arsch zu stecken. Umgekehrt versichert Partei A, Partei B habe „sich vom Proletariat verabschiedet“, was wiederum ein unerwarteter beruflicher Aufstieg ist, den man der Partei B kaum zugetraut hätte. Wenn man beide Parteien kennt, oder wenigstens den Rumpf davon, der einen unerwarteten beruflichen Aufstieg nicht erfahren hat, und deswegen immer noch ohne Bezahlung schreibt; dann scheint die Absurdität des Streits darin zu liegen, wer da mit wem streitet.

Das täuscht aber, in Wahrheit liegt die Absurdität ganz woanders. Sehen wir genau zu; wir werden sehen, dass sie nicht bei den streitenden Parteien selbst liegt, die übrigens immer jeweils andere sein werden, sondern beim Gegenstand selbst; dem „Proletariat“, was auch immer das sein soll, und vielleicht kommt uns dann eine Idee oder auch zwei über die streitenden Parteien und warum sie tun, was sie tun.

2. Das Proletariat, versichert uns Marx, ist die Klasse, welche die Auflösung aller Klassen selbst schon ist; diejenige, an der alle positiven Prinzipien dieser Gesellschaft als ihr eigenes Gegenteil erscheinen: die Freiheit als Zwang, das Eigentum als Armut etc.; diejenige Klasse, die als einzige zur Klasse des Bewusstseins werden könnte, diejenige, die alleine zur rächenden Klasse werden könnte; zur Klasse der Negation, zur destruktiven Partei. Unsere heutigen Nachfolger der Situationisten etwa haben, in ihrer Zeit, die ihnen viel Grund zur Hoffnung nicht zu bieten schien, einmal solche Worte in den Schriften von Marx gefunden, und hofften dann, die tatsächlich erstaunliche Renitenz dieser Worte gegen die eingerichtete und ausgeübte akademische Marxologie wie gegen die traditionelle konterrevolutionäre Linke selbst wenden zu können.

Aber das Proletariat hat seine Schlachten geschlagen und verloren; in der spanischen

Revolution ist es untergegangen, und alles Gerede der Situationisten von der Wiederkehr der Colonna Durutti beweist, dass sie es selbst wissen, auch wo sie es nicht wissen. Nach Guernica kam ja Auschwitz, und es ist mir in der Tat völlig unmöglich, zu verstehen, wie man glauben kann, dass das nicht alles ändere.

Gerade die Situationisten können das unmöglich übersehen haben. Gegen die Barbarei des 1. Weltkrieges hatten sich radikale Bewegungen gebildet, zu deren Hauptströmen in der Kunst Dada und später der Surrealismus gehörte; von diesen leiten sich, mit grossem begrifflichen Aufwand, die Situationisten her. Aber dort, wo diese selbst entstanden sind: in der Zeit unmittelbar nach 1945, dort gab es nichts, was sich mit der Lage 1918 vergleichen liesse. Dada Berlin hatte den revolutionären Flügel der Rätebewegung, und Spartakus, an den es sich anschloss; noch die Surrealisten sahen eine Revolution, in deren Dienste sie die Poesie stellen wollten; nach 1945 sah niemand etwas dergleichen. Die Klasse? Das revolutionäre, das rächende Proletariat? In Europa war davon keine Spur, und erst in Deutschland! Man muss einmal die Stellungnahmen der deutschen Sektion, die aus der Situationistischen Internationale ausgeschlossen wurde, weil sie vom Proletariat nichts mehr wissen wollte, lesen: kopfschüttelnd erzählen sie ihren auswärtigen Genossen, dass Streiks hierzulande etwas sind, wo es Bratwurst und Blasmusik gibt. Das ist übrigens heute nicht mehr so. Heute gibt es Leberkässemmeln.

1918 kam die Revolution und Dada; 1945 nichts dergleichen; und man soll einer revolutionären Avantgardebewegung abnehmen, sie hätte das nicht bemerkt? Aber was für Schlüsse hat sie daraus gezogen? Genau keine, sie hat, im Gegenteil, krampfhaft so getan, als wäre immer noch 1918, und als wäre nicht passiert, was offensichtlich doch passiert war. Etwas, dass den Begriff der Klasse in Frage stellen könnte.

3. Denn, so erklären uns die Nachfolger der kritischen Theorie, das Proletariat ist in seinen Niederlagen tatsächlich untergegangen; seine Zustimmung zum 1. Weltkrieg war schon ein Zeichen dafür, dass es mit der Klasse des Bewusstseins nichts werden würde; dass die Klasse schon verkommen war, bevor sie die Chance zu ihrer geschichtlichen Aktion gehabt hätte. Denn, und man vergisst es, es ist etwas prekäres im Begriff der Klasse schon immer gewesen; sie ist zuletzt nichts anderes als die Bestimmung der Menschen als Arbeitskraft, ihre Bestimmung zum Produktionsprozess. Und insoweit handelt es sich bei dem, was unter der Klasse zu denken ist, zunächst um einen Kapitalbestandteil. Und wo dieser Bestimmung nicht gewaltsam und mit Erfolg entgegengearbeitet wird, setzt sie sich durch; und die sogenannte Autonomie des Proletariats wird zuletzt auf nichts hinauslaufen, als den Zweck des Kapitals selbst, ohne eine eigene Managerschicht, und in eigener Leitung zu organisieren.[1]

Die Aufsaugung der Klasse in den Gesamtprozess war im Kapitalverhältnis aber schon angelegt; ihre Durchführung bedurfte der politischen Tat. Nun sind selbst die antileninistischsten Linken sehr gerne geneigt, die „Volksgemeinschaft“ für genau die Propagandalüge der Nazis zu halten, für die die KPD sie damals ausgeschrieen hat; anstatt, was sie war, an ihren wirklichen Folgen zu untersuchen.

Und diese Folgen sind auf Deutschland nicht beschränkt. Sie affizieren den Begriff der Klasse auf unterschiedliche Weise in allen Weltgegenden. Deutschland unter Hitler ist ein historisches Beispiel, das jedem Regime zum Vorbild dienen wird, was das Verhältnis von Staatsgewalt zur Arbeitskraft betrifft, das

Verhältnis von Zustimmung zu Massenmord, und deren Identität. Die Menschheit, vertreten durch die Alliierten bzw. Vereinten Nationen, hat nach 1945 ausser der Gründung Israels keinerlei Konsequenzen daraus gezogen. Das historische Beispiel ist unwiderrufen in der Welt, das heisst es ist wirksam und wird wirksam bleiben. Der Nationalsozialismus hat die Welt so eingerichtet, dass nirgendwo Gründe zu sehen sind, warum Auschwitz sich nicht wiederholen könne.

4. Die Klasse aber hätte, wenn sie denn sein soll, was man will, das sie sei, die Stellvertreterin der Menschheit zu sein; die derzeit, zerspalten in Klassen und Staaten, nicht existiert, bzw. nur in dieser Zersplitterung, Unterjochung und Zerrissenheit existiert. Wenn man ihr die Bestimmung beilegt, die Marx ihr in den erwähnten Worten gibt, wäre sie der historische Punkt, von dem aus die Überwindung von Knechtschaft und Elend überhaupt erst denkbar wäre; gleichzeitig aber, und das sollte bereits irritieren, selbst eine tiefe Degradation der Menschheit. Im Proletariat ist alle vorherige Knechtschaft ja nicht überwunden, sondern noch enthalten; die unvordenklich alte des Geschlechterverhältnisses; die Herrschaft des Kriegeradels über die Bauern, die in Form des Klientelismus überall noch zu finden ist; selbst das Kastenwesen verträgt sich sehr gut mit dem Leben unter dem Kapital. Das Proletariat ist die historische Form, auf die das Kapital die unterworfene Menschheit gebracht hat.

Proletariat ist zunächst die Kategorie, unter welcher wir subsumiert sind. Proletariat ist, auf diese Weise, Voraussetzung der Befreiung nur in der Weise, in der ein bestehendes Problem die Voraussetzung seiner Lösung ist; oder vielleicht auch in der Weise, in der die apriorische Existenz von Zahlen Voraussetzung des Rechnens ist, ohne dass dadurch in den Zahlen selbst die Existenz einer bestimmten Rechnung schon enthalten wäre. Sich positiv darauf zu beziehen, würde niemandem einfallen, ebensowenig wie sich davon zu verabschieden, nur weil die Rechnungen, die man durchführen muss, so wenig aufgehen wollen.

5. Vielleicht halten wir uns beim Begriff der rächenden Klasse etwas länger auf. Marx entwickelt ihn nicht aus der blauen Luft, sondern an einem konkreten Beispiel, das vielleicht nicht bekannt genug ist; ich meine, dass es einen wichtigen Schlüssel in die Hand gibt über die Art, in der Marx dachte, und diejenigen, die meinen, dass man von ihm lernen könnte, täten gut daran, es sich genau anzuschauen. Marx schreibt über die britische Eroberung Indiens nach dem Aufstand von 1857.

Die Briten beendeten nach diesem Aufstand sowohl die Herrschaft der Moghuln als auch die indirekte Herrschaft der East India Company und nahmen Indien direkt als British Empire of India in Besitz. Sie unterwarfen das Land einer Folge von gewaltsamen Umwälzungen, mit fürchterlichen Folgen für die Bevölkerung; es gibt eine direkte Beziehung zwischen der Unterwerfung unter den Weltmarkt und den katastrofalen Hungersnöten der Jahrzehnte danach.[2] Marx nimmt die Vorgänge sehr genau wahr, aber er reagiert darauf ganz anders, als man es vielleicht denkt.

Er ist weit entfernt davon, die entsetzlichen Leiden zu ignorieren; aber ebenso weit davon entfernt, die britische Eroberung einfach zu verdammen. Nicht weil er, wie die sog. Marxisten-Leninisten es getan haben, dem Kapital einfach eine progressive Rolle zuschreibt, eine zivilisierende Mission (das wäre Rudyard Kipling); sondern die progressive Rolle besteht einfach darin, dass das Kapital, neben all seinen Untaten, den einzigen Gegner selbst hervorbringen könnte, der es abzuschaffen in der Lage wäre, wenn nämlich das Proletariat

zur rächenden Klasse würde. Die Gewalten der alten indischen Gesellschaft sind gegenüber dem britischen Kapital wehrlos, also ist die Eroberung eine Tatsache; die indische Gesellschaft hat keine inneren Kräfte, die den fürchterlichen Zerstörungen, die das Eindringen des Weltmarktes verursacht, entgegenwirken könnten, also werden diese Zerstörungen eine Tatsache werden. Es gab keine Macht, die es verhindern könnte. Es gibt hier kaum Partei zu ergreifen; der Vorgang ist bewusstlos und gewalttätig wie eine Naturkatastrofe. Gegenüber einer solchen Geschichte bleibt nur übrig, Konsequenzen zu fordern; die Partei, die solche Konsequenzen durchzusetzen in der Lage wäre, wäre unsere. Ob es sie gibt, haben wir gesehen.

6. Die Klasse scheint aus all diesen Erwägungen immer nur als noch unbegreiflichere Chimäre hervorzugehen. Ihre Bestimmungen scheinen sich gegenseitig auszuschliessen. Fügen wir ihnen noch eine weitere hinzu.

Käme die Klasse wirklich zu sich, d.h. stürzte sie, was besteht, wirklich um, was hätte sie an dessen Stelle zu setzen? Nehmen wir die Analogie des Bürgertums, dann hätte sie an Stelle des Prinzips der alten Gesellschaft ihr eigenes zu setzen. Das Prinzip des Proletariats ist aber, wie wir gesehen haben, nach den Worten von Marx kein anderes als das der alten Gesellschaft selbst; es erscheint nur, was die Gesellschaft positives zu sein glaubt, als negatives an ihm. Das Proletariat wäre also die Negativität, das innere Prinzip der bürgerlichen Gesellschaft selbst. Den Aufwand einer Revolution, nur um das Prinzip durch das selbe Prinzip zu ersetzen, ist mir nicht zu erklären.

Die Klasse müsste vielmehr die Klassen aufheben, das heisst sich selbst als Klasse. Damit endet die faule Analogie mit der bürgerlichen Revolution, welche immer ein ganz anderes Ding gewesen ist. Die Revolution des Proletariats müsste eine dagegen sein, als Proletariat leben zu müssen. Sein Prinzip wäre die Aufhebung des Proletariats. Was machen wir aus diesem verworrenen Verhau?

7. Das Wort hat eine Reihe von Bedeutungen, die, wie üblich, unvermischt und ungetrennt nebeneinanderstehen. Es ist nach der einen Seite eine soziologische Kategorie zur Bezeichnung einer oder mehrerer gesellschaftlicher Gruppen; sowie eine quasi ökonomische, nämlich ein Kostenpunkt der volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung; und nach der anderen Seite eine filosofische, und zwar eine direkt metafysische. Beide Bedeutungen fallen niemals in eins, und werden erfahrungsgemäß sich nie ganz voneinander lösen.

Ein paar ganz geläufige Sätze funktionieren nur, wenn das Wort der Reihe nach mehrere dieser Bedeutungen annimmt. Das Proletariat ist entweder revolutionär, oder es ist nicht; das heisst, dass die Klasse so, wie sie daliegt, nämlich rein als Kostenstelle oder als Haufen von Einzelmenschen, auf eine gewisse Art gar nicht da ist; erst wenn sie aufhört, einfach da zu liegen, und anfängt, aufzuhören,

VERMISCHTES Be careful what you wish for. – Wie, wenn es anders wäre? Wenn die gegenwärtige Generationen deswegen nichts gutes und neues produzierten, weil sie es nicht wollten; und nicht deswegen, weil es nicht mehr ginge? Und zwar nicht wollten, weil sie zu genau darüber belehrt worden sind, durch das Beispiel derer, die vor ihnen waren, dass sie genau das bekommen werden, was sie gewollt haben? Es liegt manchmal, wenn man dieses Beispiel vor Augen hat, nicht ganz fern, so etwas zu glauben. Und um irgend etwas zu erreichen, muss man sich beschränken; muss man anderes aufgeben; wo aber ist gesagt, dass es sich lohnen wird? Ist nicht im Gegenteil garantiert, dass man stattdessen sich zu einem Idioten gemacht haben wird, der sich zu billig hat abmarkten lassen, was zu teuer erkauft worden ist? +++

Proletariat zu sein, besteht sie als Proletariat. Ich wüsste nicht, wie die Existenz der oben genannten Debatte und die solcher beunruhigenden Eigenschaften des übrigens rein hypothetischen Gegenstandes sich vertragen sollen. In einfacheren Worten, ich verstehe nicht, wie eine solche Debatte geführt werden kann, ausser ich unterstelle Vorsatz.

8. Heute bestehen z.B. Arbeiterräte in Mahalla al Kubra und anderswo; und ich fürchte, man muss die Leute wieder einmal davon abhalten, gleich glänzende Augen zu bekommen. Solche Sachen bilden sich, wo viel gestreikt wird, aus Notwendigkeit, und was sie tun, wird so gut oder schlecht sein wie die Leute, die darinnen sind. Sind deswegen die Industriearbeiter der Kern der Revolution? Es geht nichts ohne sie, und es geht nichts durch sie alleine. Marcuse sprach einmal davon, dass die Studentenbewegung der 1960er zeige, wie die Industriearbeiterschaft alleine nicht mehr fähig sei, das universale Bewusstsein der Klasse zu haben. Was wäre dann heute als Proletariat anzusprechen? Das, was revolutionär ist. Was das aber sein soll, dafür gibt es keinen immanenten Maßstab; und, wie die Ereignisse zeigen, ist es nicht einmal vorhersehbar, wer alles dazu gehören wird.

Das Proletariat wäre so zerrissen wie die Menschheit; wenn man an dem Wort (und mehr ist es nicht) festhalten will, dann muss es immer erst entstehen; sich immer erst zusammenfinden, nach seinen einzelnen auseinandergerissenen Aspekten; die aussichtslose Jugend, die unterdrückten Frauen, die ausgebeuteten Arbeiter; und noch ganz andere Teile dieser Gesellschaft, und nur wo diese dann sich selbst ineinander erkennen, und aus ihren partikularen Nöten der Umrisse einer einzigen größten Not sich bildet, die es in gemeinsamer Aktion zu beenden gäbe: erst da bildet sich, auf den Strassen und in seiner eigenen revolutionären Öffentlichkeit, das, was das Wort Proletariat bezeichnet. Dann aber ist die Revolution doch schon da. Was also ist es denn, wirklich, mehr als ein Wort? Es sei denn, die Revolution hätte noch nicht angefangen. ▪

Anmerkungen

0. Dieser Artikel ist keine Abrechnung mit Robert Kurz. Er hätte ihn zwar gehasst, aber es ist nicht meine Absicht, mich unter die einzureihen, die über seinen Tod hämische oder hassvolle Dinge zu sagen wissen. Robert Kurz war kein besonders guter Freund von uns; er hat in vielen und entscheidenden Dingen das richtige getan, und in manchen das falsche. Jedenfalls war er ein ehrlicher Gegner, und das ist vielleicht etwas besseres als ein politischer Freund. Er ist, wie soll ich es ausdrücken, mir jedenfalls am Arsch immer noch lieber gewesen als viele der „unseren“ im Gesicht.
1. Ideologen wie Negri sagen „autovalorizzazione“, ohne sich eine Sekunde zu schämen. Dass seine Bücher begeistert gelesen worden sind, sagt für sich schon alles über den Zustand der Klasse. Ich habe noch irgendwo eine Dokumentation der Aufnahme, die „Empire“ damals gefunden hat; das zu untersuchen, käme dem Thema dieses Artikels vielleicht viel näher als alles andere.
2. Man lese dazu etwa Mike Davis „Die Geburt der Dritten Welt“; ein Buch, das eine gute Stoffsammlung, aber wohl eine etwas inkonklusive Analyse liefert. Am Ende weiss man nicht, was die wirkliche Ursache sein soll, die implizit im Buch immer angekündigt wird. Das Buch ist im selben Sinne ein Rätsel wie die Geschichte selbst; das ist seine Stärke und seine Schwäche. – Vor allem diejenigen, die nicht wissen, was am Weltmarkt das Problem sein soll, und denen jetzt vielleicht die Frase von der „Idiotie des Landlebens“ auf den Lippen liegt, sollten es unbedingt lesen. Oder irgendwas.

Im Gespräch mit Torsten* von Egotronic

Das Interview

VON PETRA DÖRNER

Petra Dörner: Auf dem Weg vom schwäbischen Tübingen (der Herr Herausgeber mietete dort Redaktionsräume, wo er selbst sich freilich nicht aufhält, an) ins viel umworbene Berlin hielt die Dampflok gewissermaßen mit Bedacht auf das Wohl aller Zugreisenden nicht in Adolf-Hitler-Stadt, pardon, Wolfsburg. Kannst Du Dir das erklären?

Torsun: Nun ja, also ich habe noch nie etwas gutes aus Wolfsburg gehört. Ich erinnere mich nur vage daran, dass dort Max Müller, der Sänger der Band „Mutter“, seine musikalische Bühne betrat. Für mich so etwas wie ein Jugendschwarm.

P: Damit kenne ich mich leider nicht aus, aber ich las mal in Wikipedia, in Wolfsburg hätte man die Wahl zwischen einem ehrenhaften Beruf (meist Mechatroniker) oder drittklassigem Fußball in der ersten Bundesliga ...

T: ... ich hörte gerne „Mudder“. Endi und ich trafen die mal nach einem Gig im hessischen Gießen am Frankfurter Hauptbahnhof. Spitzen Jungs!

P: Ok, eigentlich wollte ich ja ganz anders anfangen. Aber dieser zwanghafte Drang nach Small Talk will erledigt werden. Fangen wir noch mal von vorne an: Vorab ein großes Dankeschön, dass du dir Zeit für das Interview nimmst, Torsten. Du arbeitest ja gegenwärtig am nächsten Album. Du singst, spielst Riffs ein, schreibst um, coachst die Features, verbringst viel Zeit im Aufnahmestudio und warst auch noch auf Lesetour deines ersten Buches „Raven wegen Deutschland“ und hattest das Vergnügen, in zahlreichen Städten eine Tour zu spielen. Vor allem in Deutschland ...

T: ... wir hatten auch einen Gig in Frankreich ...

P: ... ja, stimmt, im lothringischen Metz ... Du arbeitest jedenfalls an deiner neuen Platte und ich durfte schon mal im Vorfeld einen exklusiven Einblick in das kommende Album werfen. Es wird, so viel darf ich schon verraten, das angesagte Album des nächsten Jahres für viele Junggebliebene werden. Die Spex titelte es mit dem Hinweis, es würde „die bisherigen Alben in den Schatten stellen“. Wird es denn außer dir und Endi noch andere Künstler zu hören geben, erwarten uns etwa Feature-Gäste?

T: Nun ja, es gibt da schon ein paar nennenswerte Featurings. Allerdings möchte ich nicht zu viel verraten. Ich kann schon mal ausplaudern, dass Muff Potter, Scooter (auch noch so eine Jugendliebe) und schließlich die Rockgröße Rammstein ein paar Bachata ähnliche Saiten für zwei Tracks einhämmern. Das mag sich erst mal ein wenig komisch anhören, allerdings wollten wir über unseren eigenen Schatten springen und das kommende Album musikalisch durchaus kreativ und innovativ gestalten. Ich denke es ist uns gelungen einen großen Schritt vorwärts machen und genreübergreifend auf den Elektropunk einzuwirken. Das Label hat uns in der Entscheidung unterstützt.

P: An welchem Track arbeitet Ihr zur Zeit denn genau?

T: Ach, das ist wie das Frühlingswetter: wechselhaft. Wir spielen die kommende Tage mit Kai Sichtermann ein paar Basslines für „Der Fetisch“ ein.

P: Kai, das Gründungsmitglied der legendären „Scherben“? Also doch noch mehr Feature-Artists als von dir genannt?

T: Ups... (lacht und begießt sich die Nase) Man wird sehen...

P: Also klingen im kommenden Album auch wieder gesellschaftskritische Töne an? Nach

den allseits bekannten Tracks wie „Raven gegen Deutschland", „Kotzen" und „Der Tausch", um nur mal diese drei Lieder in aller Kürze zu nennen, nun auch: „Der Fetisch"? Von was handelt der Song?

T: Ja, nicht nur das! Im Zuge der Vertonung der Marx-Powerpoint-Präsentation für die Rosa-Luxemburg-Stiftung (RLS) kam es zu einer Kooperation mit dem im marxistischen Flügel der Linkspartei angegliederten Forum „marx21". Dies führte unter anderem zum Projekt „Der Fetisch", aber auch noch zu ein paar andere Ideen, die im gemeinsamen Plausch ausgetauscht wurden, werden wir realisieren. Wir haben uns gedacht, es ist wichtig, dass unsere Songs auch auf wichtige Klassiker der Literatur verweisen, womit wir uns privat schon lange und ausgedehnt in Lesekreisen beschäftigen. Wir halten die Beschäftigung für durchaus interessant, spannend und immer noch notwendig. Vor allem, wenn man die Utopie hat: Dass die ganze Scheisse aufhören muss! Da ist es vor allem wichtig, den jüngeren Zuhörerinnen und Zuhörern einen Einstieg in die Materie zu ermöglichen. Aber wir wollen damit auch ein Statement abgeben: Deutschland ist nach wie vor scheiße und wir sind selbstverständlich, entgegen vieler Meinungen, immer noch linksradikal!

P: Nun gut, uns als Zeitschrift versammelter Alleinunterhalter und größenwahnsinniger Apokalyptiker (wie man so liest) interessiert unzweifelhaft, wie es zu der „Kooperation" mit den von dir angesprochenen Organisationen kommt?

T: (lacht)... Naja, in letzter Zeit kam vor allem ich nicht mehr wirklich zur Rezeption, also entschlossen wir uns mit ein paar impulsgebenden Leuten kurzzuschließen (u.a. der DIG, aber auch wie schon angeführt: mit „marx21") um neben dem ganzen Feiern auch wichtige Anstöße für einen radikal-gesellschaftskritischen Dialog zu geben. Das resultiert aus eigener Erfahrung. Wir sind viel auf Tour und haben dann selten ein ruhiges Minütchen, wir schlafen wenig, sind ständig unterwegs und total verballert. Wir haben nicht immer einen klaren Kopf (lacht) und dann ist es halt schon wichtig, auch unsere politischen Ansichten unter einen Hut zu bekommen. Ich denke, das ergeht unserem Publikum, an das wir ja einen gewissen Anspruch hegen, nicht anders. Und daher sollen auch die Kidz auf der Tanzfläche merken, dass wir nicht nur Phrasen dreschen, sondern die gesellschaftlichen Verhältnisse reflektieren. Es gibt da von Kierkegaard ein nettes Zitat, das ich diesbezüglich gerne erwähne: „Woran die Welt vielleicht immer Mangel gehabt hat, ist, was man eigentliche Individualitäten nennen kann, entschiedene Subjektivitäten, künstlerisch durchreflektierte, selbstdenkende, im Unterschied von schreienden und dozierenden." Daher haben solche kritischen Stichwortgeber wie „marx21" von Zeit zur Zeit an Stellenwert zugenommen. An dieser Stelle sei vielleicht auch noch mal auf die Powerpointpräsentation, eine Einführung ins Marxsche Kapital empfohlen, die uns auf den Reisen den nötigen Hirnschmalz regelrecht aufbereitet.

P: Du hattest eben angeführt, dass du einen gewissen Anspruch an das Publikum hegst, das tun wir selbstverständlich auch, aber welche wäre das denn? Wir teilen das ähnliche Problem: wir können uns die Leserschaft nicht aussuchen, wir können sie hier und da gezielt vergraulen oder auch auch einkaufen... allerdings ist man damit nie völlig zufrieden! Wie sieht das bei euch aus? Es gibt ja gerade viele Diskussionen – auch in den „sozialen Netzwerken". Dort behauptet man, ihr hättet euch zusehends geändert oder sind es die Leute die sich verändert haben? Sie werden älter, man selbst wird regelrecht alt und man legt den Fokus auf andere Dinge im Leben?

T: Nun ja, wir bieten mit unserer live-perfor-

mance eigentlich immer noch das gleiche wie in den 2000er Jahren, aber die Leute sind eben heute studierte, stellen sich den Mahler, Schönberg und Tschaikowski ins Musikregal oder besuchen Sonntags die Oper. Das finde ich nicht verwerflich, allerdings ändert sich die Hörerschaft in den Jahren. Wir haben den Anspruch, dass die Leute unsere Musik feiern, sich das Gehirn raushauen, wenn sie auf unseren Konzerten sind. So etwas wie Ferienkommunismus für eine Nacht. Sie müssen jetzt nicht Adorno und Marx gelesen haben, aber einen Grundkonsens teilen: Gegen Nationalismus, Antisemitismus, Rassismus, Sexismus und Homophobie ist Pflicht! Wer sich daran nicht hält, fliegt! Oder wir brechen das Konzert ab. Das gab es bereits und da gibt es auch keine Diskussion.

P: Zum kommenden Album: Ich durfte ja schon reinhören. Das Cover ziert ein rauchender Schwan. Warum ausgerechnet dieses Tier? Ich, als zugegebene leidenschaftliche Fabelleserin, kann diesem Wesen keinen menschlichen Charakter abgewinnen. Vielmehr kenne ich den „Schwan“ aus dem sogenannten „Induktionsproblem“ der Theorien des „Kritischen Rationalismus“. Damit dürfte der „rauchende Schwan“ allerdings wenig am Hut haben, nicht?

T: (lacht) Ja, die Idee kam uns in Hamburg nach einem Gig mit Frittenbude und anschließender Afterhour, als wir tatsächlich ein freilaufendes Huhn in der Nähe des Fischmarktes trafen und diesem sicherlich eine Stunde lang hinterherrannten, als wir es gemeinsam einkreisten und der Reihe nach dem Huhn vergebens entgegen hechteten, jagten wir es weitere lange Minuten über den Fischmarkt, da rief uns der Joachim vom Seelachsstand zu, wir alten rauchenden Schwäne würden nie das junge Huhn packen. Damit sollte er Recht behalten. Das Huhn war verdammt flink. Es schnitt uns auch früh morgens – bereits gerupft – den Weg ab. Enttäuscht und deutlich mitgenommen von der ganzen Aktion, gab uns Jojo Fischbrötchen aus. Folglich – als Hommage an Joachim, entschlossen wir uns das kommende Album „Smoking Swan“ zu nennen. Naja, immerhin schafften wir es so noch zum Derby gegen den HSV auf der Gegengerade Platz zu nehmen!

P: Du hast dich ja zwischenzeitlich auch als Autor versucht. Der Erfolg blieb weitestgehend aus. Du bist ja momentan auch in der heißen Phase deines nächsten Buches. Könntest du uns knapp den Storyteller preisgeben? Werden auch wieder, wie im letzten Roman bereits, autobiografische Ereignisse mit fiktiven Elementen verschmelzen... oder was ganz anderes?

T: Ach... Ich weiß nicht recht. Das Schreiben fällt mir immer schwer und bereits jetzt darüber zu sprechen ist ein wenig voreilig. Ich möchte nur mal eben richtigstellen: Wir waren mit dem Buch in vielen deutschen Großstädten auf einer Lesung unterwegs und ich bin es bald wieder mit meinem Lieblings-

***VERMISCHTES** Der gebildete Teil der Menschheit wird fortfahren, alle Fragen als rein hypothetische aufzufassen, solange, bis sein Verstand nicht mehr ausreicht, um die Tatsache beiseitezuschieben, dass es angefangen hat; dass es da ist, und dass es nicht weg geht davon, dass man die Augen zu macht. Alles, was die wohlmeinenden, linken, kritischen oder sonstigen Menschen getrieben haben, ist seit 2011 obsolet; und da kein neues Alignment zu sehen ist seitdem, darf man uns alle, bis zum letzten, von der anderen Seite ebensogut wie von unserer eigenen, als solche ansehen, die versagt haben. Dies hier ist unser 1914. Es ist schon vorher gesagt worden, und es ist nicht verstanden worden. Es wird auch diesmal von denen, die es am dringendsten nötig hätten, nicht verstanden werden.*

+++

schriftsteller Linus Volkmann auf Lesetour und lese live aus „Raven wegen Deutschland“. Das beweist auch: unser Publikum will nicht nur feiern und dem Lustprinzip nacheifern, sondern auch mal an einen Abend beim Bier mit uns fühlen und leiden.

P: Ok, ok, dein Buch wurde allerdings vom großen Feuilletons unbeachtet links liegen gelassen. Die „taz“ besprach das Buch recht positiv und pries es als „durchgeknallteste Bekenntnis zum Hedonismus seit Langem“. Auch SPON zählt das Buch zur „einschlägigen und atemberaubenden Underground-Literatur des 21. Jahrhunderdts“. SPON vergleicht es gar es mit den Klassikern der großen Literatur: Bukowski, Burroughs, Kerouac und Ginsberg (die drei letztgenannten sind die Begründer der Beat-Generation). Siehst du das selbst auch so?

T: Also wir bekamen eine Menge Zuspruch und ich freue mich über jede positive und konstruktive Kritik. Vor allem lobten es viele, die wir bloß aus dem politischen Kontext kennen und sich ansonsten eher für Theorie interessieren, daher bin ich mit dem Buch, dass mir auch einige Mühe abverlangt hat, sehr zufrieden. Warum die Feuilletons das Buch weitgehend ignorierten, kann ich mir nicht ganz erklären... Ich glaube, ich erzähle die authentische Geschichte der verlorenen Jugend nach. Ich habe natürlich auch ein ungeheures Mitteilungsbedürfnis und dazu noch das Talent, (schmunzelt) Momente ausgeschmückt zu erzählen. Trotzdem balanciere ich ständig zwischen Langatmigkeit, die vielen zum Verhängnis wird und jugendlichem Leichtsinn, der vor ausgedehnten Momenten flüchtet. Ich verwehre mich ja bspw. auch nicht der englischen Sprache und setze sie gezielt ein. Es lassen sich sicher weite Sprünge nach vorne in dem Buch erkennen... aber das kommt nicht von ungefähr, ich musste mich zum Schreiben regelrecht zwingen und ohne die Hilfe vieler Freunde wäre das Projekt sicher eingeschlafen. Ich habe mir viele neue Ticks angewöhnt und unter anderem einen Yogakurs belegt und über den Umweg über Erich Fromm zum Zen-Buddhismus gefunden. Das bringt die innere Ruhe, die ich zum Schreiben benötige und lässt mich in mich kehren. Das habe ich beibehalten und seit einem Jahr gehört der Lotussitz zum festen Ritus vor der Perfomance auf der Bühne. Nach zwei Monaten merkte ich, dass diese Momente des in-sich-gekehrt-seins nicht nur ein Innehalten sind und ein kurzes Abschalten, sondern ich mich selbst finden kann. Ich begegne mir im Inneren selbst und dass ist wie auf LSD in Disney Land.

P: Es ist schon spät... und ich bedanke mich nochmals für das Interview und die ausgedehnten Vorwegnahmen in dein Schaffen! Wir werden von Dir hören und lesen! Noch ein Schlusssatz?

T: Rotzen, Trotzen, Motzen! (lacht laut)

*Name von der Redaktion nicht geändert.

Richtigstellung von Torsten*

Die fragwürdige journalistische Korrektheit des Blattes wurde bereits in der letzten Ausgabe (infolge eines Interviews mit dem Künstler „Danger Dan“) in Frage gestellt. Auch das besagte Interviews „Im Gespräch mit Torsten von Egotronic“, das das Provinzblatt „Das große Thier“ ungefragt publizierte, enthält lediglich Fragmente eines tatsächlich geführten Interview und gibt die Passagen von „Torsten“ nicht richtig wieder. Viele der Aussagen sind weder in dieser Weise noch in anderer Art getroffen worden und sind Phantasma der Autorin. Daher kann auch keine Richtigstellung in vollem Umfang erfolgen. Torsten, Audiolith und auch die Band Egotronic möchten sich ausdrücklich von den Äußerungen des Interviews distanzieren und*

vom besagten Blatt Abstand nehmen.
*Torsten B. **.**. 2013, Berlin*

*Der richtige Name liegt der Redaktion vor

Korrektur der Richtigstellung
Liebe Freundinnen und Freunde,
werte Genossinnen und Genossen,
weder habe ich jemals in der Form noch dem Inhalt nach dieses Interview überhaupt geführt. Auch eine Richtigstellung erfolgte nicht durch meine Person, da ich zu keiner Zeit von dem Interview in Kenntnis gesetzt wurde. Ich mache hiermit von dem Berichtigungsanspruch Gebrauch und verlange die Richtigstellung der rechtswidrigen Behauptungen über meine Person. Alle Äußerungen und Dialoge sind Hirngespinste der fragwürdigen Autorin (sofern Sie überhaupt existieren sollte) und wurden zu keinem Zeitpunkt, weder in dieser Art und Weise noch in diesem Umfang, an Dritte weitergegeben. Dies bezieht sich auf alle Aussagen der Autorin „Petra Dörner" (Das Grosse Thier). Mit Grüßen, Torsten Burkhard ▪

Mahmoud Salem über die Hoffnung

Eine Einleitung und Übersetzung

VON JÖRG FINKENBERGER

1

Wir haben Mahmoud Salem in diesem Heft schon einmal erwähnt, gelegentlich der Erstürmung der israelischen Botschaft in Gizah, Ägypten. Damals hatte er in der ihm eigenen Lakonie erklärt: nun beginne die zweite Fase der Revolution. D. h. jetzt beginnt die Auseinandersetzung mit den Islamisten und den Antisemiten. Dieser Lakonismus ist, wie ich fürchte, hierzulande und in linken Kreisen nicht einfach zu erklären, weil man es hier selbstverständlich besser weiss. Hier herrschte vom ersten Tage an nahezu Einigkeit darüber, dass die ägyptische Revolution auf nichts anderes hinauslaufen werde als auf Islamisierung. Von der Existenz der streitenden Parteien weiss man nichts. Auf Unterstützung aus solchen Kreisen brauchen die Gegner der Islamisten nicht warten. Solche Unterstützung würde nämlich, habe ich mir erklären lassen müssen, nur den Islamisten zu Gute kommen. Man soll nicht mich fragen, was das heisst, sondern die Urheber dieses bemerkenswerten Gedankens.
Heute nähert sich diese Auseinandersetzung, die Salem hat kommen sehen, ihrem Höhepunkt. Den Revolutionären stehen nicht nur die islamistischen Kräfte gegenüber, sondern die regionale sunnitische Achse zwischen Ankara, Kairo und Qatar, unterstützt durch die amerikanischen und europäischen Regierungen; sie führen einen Kampf, den sie kaum gewinnen werden, ausser wenn sie ihn radikal führen, und ganz neue Energien des Veränderungswillen erschliessen können. Es ist fast undenkbar, dass die Revolutionäre anders siegen können, als indem sie die ganze alte ägyptische Gesellschaft umstürzen; jede ihrer tragenden Säulen ist eine Stütze ihrer Todfeinde, die Armee, die Gerichte, die Religion und die Familie, selbst der Staat. Mahmoud Salem erklärt in aller wünschenswerten Deutlichkeit, dass das alles zum Einsturz gebracht werden muss. Ohne Zweifel werden unsere kritischen Kritiker finden, dass er sich damit zum Wortführer der Barbarei macht; man möchte nicht wissen, was diese Leute gesagt hätten, hätten sie ihr Geschäft 1871 getrieben. Ich wünsche ihnen nicht, dass sie den Beweis antreten, dass man 20 Jahre kritische Theorie treiben kann und sich am Ende trotzdem in der Lage Tolains wiederfinden; aber zum Glück kommt auf diese unsere Freunde nichts an.

2

„Wisst ihr, Hoffnung ist nicht, was wir denken. Hoffnung war in Pandoras Büchse aus einem Grund eingeschlossen. Hoffnung war nicht eine Kraft des Guten, sondern eher das schlimmste Übel von allen; ein Dämon so niederträchtig, das er tief unten im Gefäß vergraben war. Hoffnung war ein Dämon, der von menschlichem Leid lebte und darauf ausging, die Qual der Menschen so lang wie möglich zu verlängern. Er hängt sich an Menschen, in ihren dunkelsten Stunden, und flüstert ihnen zu zu warten, geduldig zu sein ... und die Menschen glaubten ihm und fühlten sich schliesslich getröstet durch das Flüstern; so dass, wenn Elend und Niedergang ihre Leben beherrscht, sie ruhig bleiben und hoffnungsvoll, und zuletzt länger leiden, als sie würden, wenn sie das Elend in der Welt gleich angegangen wären. Sie haben sich selbst belogen und ihn in ihre Herzen gelassen, auch wenn sie, um ihre Welt zu reparieren, ihn kein bisschen brauchten. ...

Die Wahrheit, die euch niemand erzählt hat, ist diese: ihr braucht keine Hoffnung. Ihr brauchtet sie nie. Auch in eurer dunkelsten Stunde war sie nicht nötig. Was ihr wirklich brauchtet, um euren Gegner zu überwinden, war Entschiedenheit; die Entscheidung zu treffen, dem Übel und dem Leiden geradeaus entgegenzutreten, ohne Zögern und ohne Blinzeln, oder Hoffnung. ...

Also, wenn, was in eurem Leben, eurem Land, oder in der Welt vorgeht, euch erschreckt, und die Situation so düster und unheilvoll aussieht bis zu dem Punkt, wo ihr zugebt, alle Hoffnung verloren zu haben, dann seid froh; denn die losgeworden zu sein, heisst die halbe Schlacht gewonnen haben. Wenn ihr einmal an diesem Punkt seid, ist alles, was ihr zu tun habt, eine Wahl zu treffen. Ihr könnt entweder entscheiden, den Rest des Übels abzuschaffen, die Quelle eures Leidens, wenn ihr leben wollt, oder ihr könnt wählen, davonzulaufen, für immer eine Beute des Leidens und des Elends und möglicherweise wieder Material für die Hoffnung. Wenn ihr die zweite Wahl trefft, lebt ihr den Rest eures Lebens als Opfer, ohne irgend eine Macht darüber, was, wenn man darüber nachdenkt, überhaupt keine Art zu leben ist.

Deshalb denkt bitte daran, wenn die Welt am dunkelsten ist, wenn eure Freunde euch im Stich lassen, wenn ihr verraten seid durch Übelwollen, die Feigheit, oder die Kapitulation eurer Verbündeten, wenn eure besten Pläne in Unordnung fallen und alles verloren scheint, bitte, lasst alle Hoffnung fahren, denn sie kauft dem Übel nur Zeit; und trefft die Wahl zu leben, oder nicht, ein für alle Mal.“

3

So lapidar schreibt Salem, der einen Kampf zu gewinnen hat, von dem er weiss, dass der Ausgang von den Handlungen der streitenden Parteien abhängt. Der Kontrast zur Art, wie die kritische Kritik über die Sache urteilt, ist auffallend, und es ist den betreffenden Herren ausdrücklich gestattet, ihre unbeholfenen Glossen über den primitiven Existenzialismus dieser Zeilen zu machen; allerdings wird so etwas notwendig zu einer Art Turing-Test werden, wo das Publikum darüber zu entscheiden haben wird, welche von beiden Seiten tatsächlich ein Mensch ist. Ich für meinen Teil weiss es schon, aber ich werde es nicht verraten.

Es gab einmal den gutgemeinten Rat, sich von der eigenen Machtlosigkeit nicht dumm machen zu lassen. Man hat sich, scheint es, allgemein anders entschlossen; sich in ihr recht behaglich eingerichtet; den Preis dafür zahlt man in Zynismus; in jener eigenartigen Beschränktheit, die dazugehört, die Revolution und die Konterrevolution zu verwechseln; die Taten der einen aufs Schuldkonto der

anderen zu schreiben; die Übergriffe der Islamisten auf Frauen, Kopten, Sufis und Schiiten etwa, die antisemitischen Massenaufläufe, die Angriffe auf Botschaften Israels oder der USA. Das alles ist mindestens zur Hälfte boshafte Absicht, die so ziemlich den tiefsten Punkt von Verkommenheit anzeigt; die andere Hälfte trägt der Perspektivfehler bei, der die Ereignisse gleichsam von aussen und bereits von oben beobachten zu können meint, während sie doch erst gemacht werden; als ob sie ein toter, abgeschlossener Gegenstand wären, über den man urteilen kann, statt ein Kampf, der erst geführt werden muss. Diese sehr kontemplative Sicht führt regelmässig zu der absurden Frage, ob denn Hoffnung bestehe; als handele es sich um einen medizinischen Fall, und nicht um menschliche Tätigkeit. Solidarität (als ob viel daran läge) wird dann abhängig von der Abschätzung der Erfolgsaussichten; und gerade, als sie am nötigsten war, war sie nicht da; um die Schande zu verbergen, greift man zu dreisten Lügen, und zieht diejenigen, die den wirklichen Kampf gegen die Islamisten führen, noch einmal in den Dreck im Namen eines bloss illusorischen Kampfes gegen die Islamisten. Das ganze alte Elend der deutschen Linken setzt sich in der antideutschen einfach fort; sie hat, wo die Vernunft sitzen müsste, nur die Bahamas, und das ist ein schlechter Ersatz. ▪

Hören und Schmecken

Das Magazin für die moderne Kultur

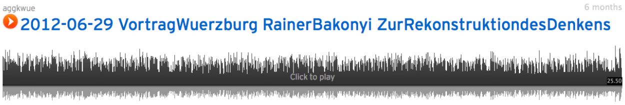
– Kochkolumne für das Thier 1

VON RAINER BAKONYI

NR.1 WIE DER ALTE KULTURREDAKTEUR ZUM GROSSEN THIER KAM

Je nun, da stehe ich wie jeden Tag – außer halt am Samstag – am Herd und beäuge den hinter meinem Rücken von einer freundlich lächelnden, naja vielleicht auch hämisch grinsenden, Kollegin kunstvoll aufgetürmten Spülberg. Es brodelt und dampft vor mir, neben mir müht sich der jüngste Kollege mit einem eleganten Keramiksparschäler an einem Berg Kartoffeln und Gemüse ab, derweil ich mit meinem japanischen Damaszenerstahldolch ein Reh in Steaks, Braten, Suppe und, sie werden es kaum glauben, Burger verwandele. Naturstoff, darum handelt es sich bei jenem, vom Waidmann jüngst hier abgelegten unterfränkischen Jungbock ganz augenscheinlich, wird mittels menschlicher, also meiner, des Jägers und selbstverständlich auch meines jungen tatkräftigen Gehilfen Verausgabung von Muskelkraft und Nerventätigkeit in edelstes Menschenprodukt, nämlich einen „Reh-Cheeseburger mit Himbeerketchup und zweierlei Aioli zu gebratenen blauen Kartöffelchen" samt Preisauszeichnung (14,60 €) verwandelt. Schöpferische Tätigkeit, Arbeit in ganz ursprünglicher Form, geleistet von meiner Hand und meinem Hirn. Vielleicht könnte man die Zwiebeln mit Zucker und Chili soutieren? Ich bin, das kann jeder unvoreingenommene Beobachter unschwer feststellen, ganz in meinem Element; ein Schnitt hier, ein energisches Rütteln an der Pfanne dort und stets ein aufmunterndes Wort an den nun Karotten

schälenden Kollegen: *„Das wird die beste Karotten-Ingwer-Suppe im ganzen Landkreis! Du wirst das schaffen.“* So geht das seit geraumer Zeit: Derweil ich in der Frühe Frühstücke zubereite, räsoniere ich schon fleißig über die Gestaltung der Mittagskarte und erwarte die Ankunft einer meiner Assistentinnen – angehende Akademikerinnen allesamt, welche zur Finanzierung ihres Studiums sich der Qual eines Jobs in der Gastronomie unterworfen haben, mit der Ausnahme des bereits erwähnten jungen Herren, der sogar noch vor dem Beginn einer Ausbildung steht; so bin ich stets von der Zuversicht und den Hoffnungen der Jugend umgeben – woraufhin ich in Windeseile Gemüse, Fleisch oder auch Fisch in mundgerechte Häppchen schneide, während die behenden Assistentinnen Frühstückskreationen auf die Teller zaubern, deren erhabene Schönheit im Verein mit den freundlichen Gesten der Servicekräfte selbst dem verstocktesten unterfränkischen Gast zu fröhlicher Miene verhilft. Durch das Geklapper von Tellern, Töpfen und Pfannen ertönen dank meines guten alten iPods Beethovens Klaviersonaten alldieweil das Bondruckerlein im Takte ratternd die Wünsche der Gäste ausspuckt: Suppen, Tapas – *„Ein Frühstück auch noch, geht an denselben Tisch; hab’s vergessen – sorry. Aber ihr macht das? Super.“* – Ein Lachssteak (*„durch, bitte!“*) und dreimal die Tagespasta (*„einmal ohne Parmesan!!!“*). Ich schreite mit einem Topf dampfender, frisch gekochter Suppe durch die Küche, balanciere ein Tablett gegrillter Hähnchenbrüste und lasse mir eine Schale frischer Tigergarnelen reichen: ein perfekt eingeübtes Ballett und ich immer mitten drin. Ich kann das Glück, welches mir mein letzter Berufswechsel beschert hat, noch gar nicht fassen. Vor lediglich zwei Jahren noch hatte ich meine Tage im Keller des damals als Bauruine dahinvegetierenden Hotelturms verbracht, gemeinsam mit dem kettenrauchenden und stets besserwisserischen Kollegen von der Politikabteilung hatte ich dort in einem muffigen fensterlosen Raum (nach dem ursprünglichen Plan hätte dieses Betonverlies die Steuerung der Haustechnik beherbergen sollen, stand aber leer, da beim damaligen Ausbauzustand noch keinerlei Technik, weder Lüftung und Heizung, noch Energie und Wasser überhaupt eingebaut war – es war ja noch nicht einmal eine Treppe da gewesen, die Zeitungscrew hat die ganzen Jahre die Bauleitern benutzt gehabt!), welcher als gemeinsames Büro der Kultur und Politikredaktion der einstmals hoch angesehenen Zweimonatsschrift „Letzter Hieb“ firmierte, gesessen und hatte Reportagen und Besprechungen in meinen uralten PC gehämmert. Neben den ständigen Änderungen in meinen Beiträgen, zu welchen mich unser alleine im obersten Stockwerk residierender Chef nötigte (und zwar mit teuflischer Freude und stets im allerletzten Moment vor der Drucklegung!), waren es die mit herablassender Höflichkeit abgesonderten und vor Häme nur so strotzenden Kommentare meines Büronachbarn, die mir mein Redakteursleben so ziemlich zur Hölle gemacht hatten. Als ich dann, es ging mit der Redaktion ja schon dem Ende entgegen und, heute kann ich das ja auch sagen, will heißen: schreiben, mein Salär wurde immer unregelmäßiger und selten in voller Höhe ausbezahlt, sozusagen heimlich, also ohne mir eine Erlaubnis vom Chef zu holen, einen ersten Nebenjob in einer exklusiven Küche gemacht hatte, war ich auf den Geschmack gekommen. Kochen war schon immer meine Leidenschaft gewesen und ich hatte ja jahrzehntelang Kochkolumnen verfasst, und war ja sogar an die Vorarbeiten zu einem eigenen Kochbuch gegangen, welches eingestreut zwischen Gesprächen mit Musikern über das gemeinsame Hobby eine Sammlung erlesener moderner Gerichte versam-



meln sollte, so war mir der Wechsel aus der Kulturredaktion in die gehobene Gastronomie nicht sehr schwer gefallen. Just an jenem Tage aber, an welchem der Jäger eine recht schöne Wildsau und das besagte Böcklein vorbei gebracht hatte, stand hinter dem mit hoch beladener Sackkarre nahenden Gemüselieferanten ein mir unbekannter junger Herr und zog aus einer recht modischen Tasche, eine von der Sorte, die aus alten LKW-Planen gefertigt werden, einen (tatsächlich!) versiegelten Brief, bat mich darum, mich mittels meines Ausweises zu identifizieren und händigte mir das Schreiben daraufhin ohne weiteres Zögern aus. Da stand ich nun wie vom Donner gerührt, den Kolleginnen und Kollegen verschwieg ich das Ereignis, das Siegel mit den drei hebräischen Lettern wagte ich noch nicht zu brechen, auf dem Umschlag waren Worte in arabischer Schrift, der Form nach ein Adressfeld, wohl mein Name auf arabisch!? Bestimmt ein Scherz. Doch gar kein guter. Wer kann mir das arabische übersetzen? Was wollte ich jetzt mit dieser Pfanne? Und wo ist die Pfeffermühle?? Und wieso grinst mein junger Assistent und schaut hinter mich??? *„Was ist mit dir heut' los? Kein Salz an der Pasta, zuviel Wein in der Suppe und der Frühstücksspeck ist nicht kross, sondern schwarz wie Holzkohle.“* Ich hatte meinen Chef gar nicht bemerkt gehabt. Da stand er und schüttelte bedächtig sein Haupt. Ich stotterte was vom Teufel, den ich gesehen hätte und daß der Jäger ihm noch einen Gruß ausgerichtet habe. Äh, ja. Später dann, zuhause, betastete und beroch ich den mysteriösen Brief, der aber, abgesehen von Siegel und arabischer Schrift in Nichts sich von einem gewöhnlichen Geschäftsbrief unterschied. Ich öffnete den Umschlag und förderte drei gewöhnliche Bögen Papier im DIN A4 Format zutage und mit deutscher Schrift bedruckt. Es wurde mir das Erscheinen eines neuen Periodikums annonciert, welches unter dem Namen „das Thier“ in gedruckter Form erscheinen und einen ausführlichen Kulturteil beinhalten solle, sowie die Konditionen für den Bezug dieser mir auf den ersten Blick durchaus ansprechend erscheinenden Zeitschrift. Aber ich lasse mich doch nicht mit solchen Methoden für ein Zeitschriftenabonement werben! Das zweite Blatt entpuppte sich als Teil des Manuskripts eines dann wegen der hastigen Schließung des „letzten Hiebs“ nicht mehr veröffentlichten Artikels von mir, samt Eselsohr und Fettfleck, da ich diese Besprechung eines Konzertes in der hiesigen Philharmonie, äh: großer Saal der Musikhochschule, Haus Hofstallstrasse gar nicht im Büro verfasst hatte, sondern im Personalraum jenes Lokals, in welchem ich damals als Küchenhilfskraft tätig war. Mir war nun das meiste klar geworden. Der Kollege aus der Politikredaktion hatte ja immer über einen schrägen Humor verfügt und war auch mit einem Araberknacks behaftet, anläßlich unseres damaligen Abschiedstreffens in einem linken Studentenlokal lachte er noch und meinte, wir seien bestimmt nicht zum letzten Mal in eine gemeinsame Bürozelle gesperrt worden, der Teufel werde sicherlich noch einmal für so etwas sorgen, darauf tränke er „ein Rundes“. Tatsächlich bestand das dritte Blatt aus einer sachlich nüchtern und zugleich durchaus höflich gehaltenen Aufforderung, die abgebrochene Kolumne im neuen Blatt wieder aufzunehmen, weitere Beiträge seien erwünscht und ich wurde gefragt, ob eine regelmäßige Zusammenarbeit für mich vorstellbar sei. Zu einem Gespräch an einem mit dem Sekretariat noch zu vereinba-

renden Zeitpunkt möge ich mich doch in Halle einfinden, es gebe dort auch hervorragende Lokale und die dortigen Wirte wären auch im Ausschank härterer Alkoholika erfahren. Als Antwort ließ ich dem Herren ein Telegramm zukommen: *arbeite freischaffend – stopp – bin interessiert – stopp – ankomme morgen neun Uhr*

Am Donnerstag werde ich dann im Mainfrankentheater Verdis Macbeth sehen und schon mal probehalber eine Besprechung basteln – als freier Mitarbeiter auf den Brettern der Kulturredaktion und zugleich mit beiden Beinen auf dem Boden der Küche, die die Welt bedeutet. Hurra.

WINTERMENÜ

Flädlessuppe, Rosa gebratener Rehrücken mit Brezenknödeln und winterlichem Salat, Bayerische Crème mit Orangen und Minze

FLÄDLESSUPPE – In ein hohes Gefäß 3 Tassen Milch und 3 Eier geben und verquirlen, nach und nach 3 Tassen Mehl, einen Kaffeelöffel Zucker und etwas Salz zugeben.

Aus dem Teig in einer eisernen Crêpespfanne 6 Crêpes backen und zur Seite stellen.

Aus den ausgelösten Knochen des Rehs eine Fleischbrühe herstellen; dafür eine kleine Stange Lauch, zwei Möhren, etwas Sellerieund ein Bund Petersilie mit den Knochen und Parüren in ca. vier Liter stark gesalzenem Wasser kochen, mit Lorbeerblatt, getrockneten Preiselbeeren und Pimentkörnern würzen. Die Brühe durch ein feines Sieb geben und wieder zum Kochen bringen, eine Möhre, eine kleine Kartoffel schälen und in feine Streifen, 6 kleine Champignons in feine Scheiben schneiden, ein halbes Bund Petersilie hacken, etwas Lauchgrün in dünne Streifen schneiden, alles Gemüse kurz in einer schweren Pfanne mit Butter anschwenken und dann in die Brühe geben. Nun die Crêpes zusammenrollen und in dünne Streifen schneiden. Ebenfalls in Butter anschwenken und auf 6 vorgewärmte Suppenbowlen verteilen, mit der Suppe auffüllen und servieren.

ROSA GEBRATENER REHRÜCKEN – Mit einem Ausbeinmesser die beiden Rückenstränge auslösen, diese waschen und trockentupfen.

Für die Sauce den Ofen auf 220° vorheizen. Die Rückenknochen mit einem schweren Messer zerkleinern und auf einem tiefen Blech etwa eine halbe Stunde rösten. Zwei Kartoffeln, zwei Karotten, eine Pastinake, etwas Sellerie schälen und grob hacken. Alles in einer Pfanne anbraten und gemeinsam mit den gerösteten Knochen in etwa zwei Liter stark gesalzenem Wasser mindestens eine halbe Stunde kochen. Die Brühe über ein Sieb geben und auffangen. In dem Topf einen Eßlöffel eingestäubten Puderzucker schmelzen, einen Eßlöffel Tomatenmark dazu geben und mit 1/8 l. Rotwein ablöschen; eindicken lassen und nach und nach ein weiteres 1/8 l. Rotwein zugeben und langsam mit der Brühe auffüllen, nun nicht mehr kochen, sondern gerade unterhalb der Siedetemperatur ziehen lassen. Die Schale einer Bio-Orange etwa zur Hälfte abreiben und mit einer Stange Zimt, sowie 60 g sehr dunkler Schokolade in die Sauce einrühren, 6 Nelken in die Orange stecken und diese ebenfalls in die Sauce geben, diese unter gelegentlichem Rühren eindicken. Vor dem Servieren die Orange und die Zimtstange entfernen.

Den Backofen auf 100° vorheizen und einen Rost in mittlerer Höhe, sowie ein Auffangblech darunter einführen. Einen großen Bräter auf eine starke Herdflamme stellen und zwei Eßlöffel geklärte Butter hinein geben. Darin die beiden Rückenstränge rundum anbraten, nun salzen und pfeffern und ein halbes Bund frischen Thymian (grob gezupft) dazu geben. Die

Rücken auf den Rost im Ofen legen und etwa 50 min. backen. Vor dem Servieren jeden Rücken in drei Teile schneiden und diese in einer Pfanne mit Butter schwenken, dabei pfeffern und mit dem restlichen Thymian bestreuen.

BREZENKNÖDEL – 6 Brezeln vom Vortag in dünne Streifen schneiden. 0,2 l Milch aufkochen und wieder etwas abkühlen lassen. Zwei Eier verquirlen und nach und nach in die Milch rühren, mit Pfeffer und Muskatnuß würzen, die Brezeln untermengen. Eine fein gehackte Zwiebel in Butter anbraten einen kleinen Bund Petersilie hacken und zugeben, alles zu der Masse geben und vorsichtig vermengen. Knödel formen und in einem großen Topf mit Salzwasser gar ziehen lassen (nicht kochen!).

WINTERLICHER SALAT – 250 g Feldsalat auslesen und gründlich waschen, einen Kopf Endiviensalat in Streifen schneiden, waschen und gründlich trocken schleudern, zwei Knollen Rote Beete schälen und fein reiben, einen Drittel Kopf Rotkraut fein hobeln,
6 braune Champignons mit Küchenpapier sauer reiben und in feine Scheiben schneiden. Zwei Eßlöffel Sesam rösten. Die Rote Beete mit dem Saft einer halben Zitrone und einem Schuß Sonnenblumenöl, sowie etwas Salz beiseite stellen, das Rotkraut mit etwas Öl, Salz und einer Prise Kümmelpulver einige Minuten durchziehen lassen und dann kräftig kneten. Einen Apfel in Spalten schneiden und mit dem Saft einer halben Zitrone beträufeln. Für das Dressing in einem hohen Gefäß 3 Eßlöffel Walnußöl, eine kleine Zehe Knoblauch, einen Teelöffel milden Senf, etwas Salz, einen kräftigen Schuß Himbeeressig und 0,1 l Gemüsebrühe geben und mit einem Pürierstab pürieren. Die Zutaten in der angegebenen Reihenfolge zugeben und sofort mit dem Pürieren beginnen. Die grünen Salatbestandteile, sowie die Pilze und die Äpfel mit dem Dressing vermengen und auf 6 Salatteller verteilen, die Rote Beete und das Rotkraut darauf anrichten und schließlich mit dem Sesam und Gartenkresse bestreuen.

BAYERISCHE CRÈME MIT ORANGEN UND MINZE – Sechs Puddingförmchen mit Butter bestreichen, den Boden mit zugeschnittenem Backpapier auslegen, die Wände mit Puderzucker bestreuen. 6 Orangen filetieren und an die Wände der Förmchen andrücken. 100 g Zucker und 8 Eigelbe schaumig rühren. 250 ml Orangensaft aufkochen, zwei Blatt Gelatine in kaltem Wasser auflösen. Den Orangensaft gemeinsam mit dem Eischaum auf niedriger Hitze eindicken lassen, die Gelantine ausdrücken und zugeben, alles durch ein feines Sieb geben, etwas abkühlen lassen und dann in den Kühlschrank stellen. Einen viertel Liter Sahne mit etwas Zucker steif schlagen, unter die ausgekühlte Masse heben und in die Förmchen geben, danach für einige Stunden kalt stellen. 100 g braunen Zucker in 1/4 l Orangensaft kochen und eindicken lassen, danach kühl stellen. Einen Bund Minze waschen und grob zupfen. Auf gekühlten Desserttellern erst den Orangensaft geben, darauf die bayrische Crème stürzen und mit der Minze bestreuen. ▪

„Im Allgemeinen ist es eine ekelhafte Situation“

Zum Stand der Wahlproteste und zum Zustand der Linken in Russland

VON NDEJRA

Es handelt sich hiermit gewissermaßen um einen Nachtrag zum Interview mit einem russischen Anarchisten aus der Moskauer Region,[1]

das wir vor ungefähr einem Jahr geführt haben.[2] *Es gilt das Übliche: wer zwischen den Zeilen lesen kann, wird doppelt belohnt. Dafür sollte man erst die Zeilen selber lesen. Und vielleicht zur weiteren Klärung bzw. Verirrung auch diesen Text von uns:*[3] *– Anm. Ndejra*

(...) Vor allem: wie ist es gerade um die Protestbewegung in Russland bestellt?

Tja, die Prognosen der PessimistInnen, die den Protesten den baldigen Tod prophezeit haben, haben sich nicht bewahrheitet; auch die OptimistInnen, die neue Schübe unsrer friedlichen Revolution erwartet haben, irrten sich. Nach jener Geschichte mit Pussy Riot und nach der Verhaftung einer Reihe oppositioneller AktivistInnen, die sich öfters AnarchistInnen nannten, ist die Bewegung endgültig erlahmt. Wie ein Läufer, dem die Puste ausgegangen ist, aber er muss noch zum Finish laufen. Die Demonstrationen finden immer noch statt, aber nicht mehr so massenhaft und noch langweiliger. Die offiziellen Liberalen plappern immer noch ihre Losungen von fairen Wahlen nach, organisieren irgendwelche Primaries, um den „Koordinationsrat der Opposition" auszuwählen, und diese Primaries scheinen nur sie selbst und den Kreml zu interessieren.

Die Systemlinken fangen an, nach einem Sozialstaat zu verlangen, unabhängige Gewerkschaften neigen immer mehr zum Marxismus (der Block der in der Bildung Beschäftigten verbannte beim letzten Marsch aus seinen Reihen ein paar anarchistische Aspiranten und lud dafür die Kommunistische Partei mit sowjetischen Fahnen ein); die „Autonome Aktion" tummelt sich daneben und fordert kostenlose (verstaatlichte!) Bildung. Die Bevölkerung außerhalb großer Städte bleibt nach wie vor alleine mit ihren Problemen. Im Allgemeinen ist es eine ekelhafte Situation.

Was ist aber mit Pussy Riot?

O, das ist eine sehr kluge Operation des Kremls! Wunder dich nicht: der Auftritt dieser Frauen gestattete es, die Aufmerksamkeit aller AktivistInnen von stattfindenden sozialen Erschütterungen abzulenken. Stell dir nur vor: die Löhne sinken, Massenentlassungen, die Strafgesetzgebung wird verschärft – die Opposition aber preist die Taten von Pussy Riot. Natürlich, all diese Leute wurden wie Idioten angesehen... Nicht alle Protestierenden sind zu Fans von diesem Kollektiv geworden, aber die Mehrheit schon. Ich persönlich habe keinen Finger für Pussy Riot krumm gemacht.

Warum?

Ich glaube, das war eine geplante Operation. Während der Prozess gegen diese „Sängerinnen" im Gange war, verhaftete man ohne großes Aufsehen mehr als 10 Menschen, einfache AktivistInnen, denen jetzt 5 Jahre Knast und mehr droht. In der Provinz wurde eine Anhängerin Limonows (Eduard Limonow, in bestimmten Milieus modischer linksradikaler Schriftsteller und Politiker) für 8 Jahre inhaftiert, nachdem man ihr ein paar Gramm Heroin zugesteckt hatte. Sie hat zwei Kinder draußen. Aber niemand machte Demos, um sie zu unterstützen.

Vielmehr, solange linke und rechte TeilnehmerInnen des „Millionenmarschs" den Prozess gegen Pussy Riot diskutiert haben, erhöhte man Steuern und Dienstleistungspreise, was sich auf das Einkommen der Bevölkerung Russlands deutlich ausgewirkt hat. Und diese Frauen hat man zu 2 Jahren Freiheitsstrafe verurteilt, und das nicht einmal in sibirischen Lagern. Hierzulande gilt das als großes Glück: hier wird eineR aus tausend Beschuldigten frei gesprochen, die Mehrheit hält man unter grauenvollen Bedingungen in entfernten Kolonien (Lagern) für viele Jahre...

Was macht jetzt die linke und antiautoritäre Opposition?

Sie löste sich von den Massen und beschäftigt sich mit ihren eigenen Dingen. Versucht, Aktivitäten vorzutäuschen. Geht auf Demos, schreibt theoretische Artikel. Macht bei der Kampagne für kostenlose Bildung mit. Das ist Schwachsinn. Siehst du, die Situation ist halt folgende: wer zahlt, der bestellt auch die Musik (es gibt so einen Sinnspruch). Also statt nach der Abschaffung der staatlichen Kontrolle in der Bildung zu verlangen, bitten diese Herrschaften AktivistInnen, dass der Staat mehr Geld für Schulen und Unis ausgeben möchte. Und das war's!

Meine Genossen und ich versuchten in der Hauptstadt ein anarchistisches Kultur- und Bildungszentrum zu organisieren, aber von Hunderten hiesiger AktivistInnen haben nur vier ihre Hilfe zugesagt. Als Resultat ist das Projekt eingegangen.

Perspektiven sehe ich keine. Der gesamten Opposition, sowohl Nawalnyj, als auch den Moskauer Autonomen, geht es um Selbstreklame und effektvolles Erscheinen bei den Demos. Manchmal zwar belustigen sie mich noch: entweder gestehen Mitglieder der russischen Sektion der IAA, dass sie die Polizei informieren, oder ein bekannter Vertreter der Autonomen Aktion ruft dazu auf, für die Wiederherstellung der Sowjetunion zu kämpfen – ansonsten sind wir alle, die außerhalb Moskaus leben, mit unseren Problemen uns selber überlassen. Soziologen warnen zwar: die Bevölkerung wird immer ärmer und erboster, das nächste Jahr kann in einer Explosion sozialer Wut führen, die dann niemand mehr kontrollieren könnte – weder Opposition, noch der Kreml. Die Revolution ist tot. Lang lebe die Revolution!

Gibt es/gab es in Russland die „Occupy" - Bewegung?

Ja. Im Frühling letzten Jahres gingen ungenehmigte Demonstrationen in Moskau fließend in „Occupy Abaj" über – das Lager wurde nach einem kasachischen Dichter Abaj genannt, denn die Protestierenden gründeten ihr Lager am Denkmal dieses interessanten Menschen. Das Lager existierte zwei Wochen lang, und die ganze Zeit liefen im Fernsehen Berichte darüber, wie die Protestierenden auf der Straße Müll liegen lassen und sich betrinken. Klar, war das nur eine gezielte Desinformation der Bevölkerung. In der Provinz war und bleibt das Fernsehen die einzige Nachrichtenquelle.

Dann wurde das Lager auseinandergejagt... Was soll ich sagen? – Ich habe mich im Lager engagiert. Ich würde nicht sagen, dass das gut oder nützlich war – die Protestierenden haben betont, dass sie keine sozialen Forderungen vertreten, sondern ihr Ziel war der Rücktritt des Präsidenten. Fünf Tage vor der Räumung übernahmen die Führung – ja, in Russland ist alles verkehrt, hier bekam das Lager eine Führung – Trotzkisten und die Liberalen. Zur Zeit Versuchen die ersteren diese Idee wiederzubeleben, diesmal aber als irgend so ein Projekt ihrer Internationale (ich weiß nicht mehr, der wievielten). D.h. gut, dass Menschen eine Plattform für freie Versammlungen und einen Ort bekommen haben, wo man wirklich ohne Zensur hat reden können, dafür war das Ziel und der theoretische Aspekt der russischen „Occupy" falsch.[4]

Alexej Nawalnyj scheint in der deutschen Presse eine der Lieblings figuren der russischen Oppositionzu sein. Wie kann man ihn charakterisieren?

Ich weiß gar nicht, was man über ihn im Westen schreibt – aber ich würde ihn als Liberal-Chauvinisten bezeichnen. Er arbei-tete eine Weile lang im Stab des Gouverneurs im

Kirower Gebiet, dann ging er in die Politik, bekämpfte die Korruption, gründete eine Stiftung. Nawalnyj ist Jurist, deswegen bringt ihm der Kampf gegen „undurchsichtige" Geschäfte viel Geld, denn er findet öfters Geschäftsmachinationen im Auftrag konkurrierender Firmen.
Früher war er in der Demokratischen Partei, flog für chauvinistische Äußerungen raus, nahm vielmals an Demonstrationen für die Deportation aller Kaukasier aus Moskau teil, glaubt, dass ausgerechnet sie die Mehrzahl aller Straftaten in Russland begehen. Er rief außerdem in einem Interview dazu auf, die Ukraine in Russland einzugliedern. Mit welchen Mitteln, hat er nicht erklärt, bestand aber darauf, dass das „russischer Boden" sei. So ein ekelhafter Typ. Warum ist er in die Politik gegangen? Wahrscheinlich der Ruhm des Ex-Präsidenten Medwedjew, der ja auch Rechtsanwalt ist, lässt ihn nicht ruhig schlafen.

Eine Art Nachtrag zum Nachtrag: Zu peinlichen Diskussionen über die Zusammenarbeit mit LGBT-Organisationen habe ich keine Fragen, ich glaube, in der Autonomen Aktion wird so was alle zwei Jahre diskutiert. Die Frage ist folgende:

Wie siehst du diese jüngsten Proteste, den ungenehmigten Marsch der Solidarität mit den Inhaftierten? Rollt jetzt eine neue Repressionswelle übers Land, eine noch härtere? Was für Perspektiven, welche Prognosen?

Anfang Dezember diesen Jahres sind Proteste in Russland fast auf das Niveau von Sommer/Herbst letzten Jahres zurückgekehrt: an Demos nehmen 1–2 Tausend Menschen teil, die periodischen Verhaftungen von AktivistInnen interessieren nur ihre Gleichgesinnten, die Protestaktionen werden wieder von Fahnen der Kommunisten dominiert. Natürlich hat die repressive Politik der Machthaber das Abflauen der Bewegung mitbeeinflusst, aber das ist nicht nur sie allein.
Seit Monaten sprechen bekannte Blogger und VertreterInnen der gutverdienenden Schichten im Namen der Bewegung, und zwar immer lauter. Ausgerechnet sie schufen den so genannten „Koordinationsrat", zu dem sogar Primaries stattfanden. Natürlich war das Ganze ein Bluff. In diesen „Rat" sind neben dem Nationalisten Nawalnyj wenig bekannte Oligarchen, Journalisten und Bankiers gekommen. Also sah die Bevölkerung erneut, dass es so was wie faire Wahlen im Prinzip nicht gibt.
Eine große Niederlage war auch die Teilnahme von oppositionellen AktivistInnen an den Kommunalwahlen – die verloren haushoch und unsere Gerichte spielten auf der Seite der Machtpartei, als hätte jemand daran gezweifelt. Gleichzeitig versuchen Linke wie Rechte sich von Problemen der Provinz abzuschotten, indem sie sich als Gegenpart irgendeiner „konservativen Mehrheit" darstellen. Besonders deutlich war das während des Prozesses gegen Pussy Riot. Ich neige zur Meinung, dass dieses dämliche Tanzen in der Kirche eine gelungene Provokation war, um nötige Gesetze durchzupeitschen und politisch aktive BürgerInnen von der Unterstützung politischer Gefangenen abzulenken.
Was unsere heiß geliebte Linke angeht (es ist kein Geheimnis, dass heutige AnarchistInnen in Russland eher radikale SozialdemokratInnen sind), so hat ihre Präsenz bei jüngsten Massenaktionen nur noch mehr Probleme geschaffen. Der Großteil von ihnen vertrat z.B. Forderungen nach Nationalisierung der Industrie, Enteignung von Wohnungen (!), schleppte Lenin-Portraits mit. Anders gesagt, sie taten alles, um nicht aktuelle und sogar schädliche Losungen zum Hauptthema der Proteste zu machen. Die „Autonome Aktion" verzichtete komplett auf schriftliche Agitation und kam mit der Losung „Anarchie – die

Träume werden wahr". Damit sorgte sie für viel Gelächter in der Demo, denn „die Träume werden wahr" ist der Werbeslogan der staatseigenen Korporation Gasprom. Aktuell in der Anarchoszene der Streit über die Zusammenarbeit mit LGBT und die komplett beknackten Konzepten der „Wiederherstellung der UdSSR nach libertären Prinzipien". Obwohl manche GenossInnen nützliche Dinge machen, 20 bis 30 Leute vielleicht.

Die russische Sektion der IAA macht sich weiterhin lächerlich: bei einem Verhör neulich hat eine Person munter die echten Namen von ehemaligen GenossInnen (vor einigen Jahren hat sich dieser Sumpf gespalten) und ihre Nicknames im Internet ausgeplaudert. Die hat zwar niemand so besonders verheimlicht, aber solche Offenherzigkeit gegenüber der Polizei kam schon sehr überraschend.[5,6]

Wegen Repressionen – was soll ich sagen – verhaftet werden AktivistInnen jedes Jahr, nur jetzt versucht man daraus eine Art mediales Ereignis zu machen. Die staatseigenen Fernsehsender (andere haben wir nicht) zeigen Spezialreportagen darüber, dass die Opposition von georgischen Bürokraten gesponsert wird. Also sucht jetzt die Polizei eifrig nach einer Auslandsspur in den Straßenschlachten mit den OMON-Einheiten vom 6. Mai. Ich würde nicht sagen, dass die Repressionen massiver werden, nur werden Verhaftungen und Räumungen jetzt landesweit durchgeführt.

Irgendwelche Prognosen für Morgen, für das nächste Jahr wären zwar möglich, aber ich will sie nicht machen. Das Gefühl der Enttäuschung ist noch sehr groß: denn fast bis zum Frühling hofften wir alle – Hunderte von Tausenden Menschen, die auf Demos gingen, die Millionen, die mit uns sympathisiert haben – wir alle haben auf Veränderungen gehofft. Alles, was jetzt bleibt, ist sich noch einmal die Fotos von letztjährigen Demos anzuschauen und sich an das unvergleichliche Gefühl erinnern, dass die Veränderungen so nah waren. ▪

Anmerkungen

1. http://mosreg.anarhist.org/
2. http://bildungdiskutieren.blogsport.de/2011/12/29/es-einnert-mich-an-februar-in-libyen/
3. http://bildungdiskutieren.blogsport.de/2012/04/25/wahl-proteste-soziale-kaempfe-und-die-linke-in-russland/
4. Theoretisch falsch... Tja, für die Occupy-Abaj durften waschechte Nazis den Security-Dienst stellen. Sieht man, wenn man sich z.B. durch http://anatrrra.livejournal.com/ durchklickt.
5. http://vivalafora.livejournal.com/278162.html
6. http://anarchism-ru.livejournal.com/1368370.html

Ästhetik der Produktion und Mimesis der Form

Kommentar zu einer möglichen Aneignung des Werkes von László Moholy-Nagy[1]

VON ANSELM GRAMSCHNABEL

Jede weitere kunsthistorische, medientheoretische oder sonstwie interessierte Annähe-

***VERMISCHTES** Müsste man nicht geradezu erwägen, ob gegen eine Welt wie diese nicht erklärtermaßen in den Streik zu treten sei? Wird nicht jeder neue Gedanke, nachdem seine Neuheit und Ungewöhnlichkeit eine Zeit lang bewundert wird, von dem, was ist, in Beschlag genommen; und demgemäß gegen uns selbst in Bewegung gesetzt? Der Gedanke führt in die Irre; Tätigkeit ist nichts, auf das man auf Dauer verzichten kann, sowenig als Essen und Trinken, ohne sich selbst zu beschädigen, und jener Generalstreik der Kunst wäre nur die asketische Verlängerung ihrer ohnehin bestehenden Wortlosigkeit.* +++

rung an das Bauhaus, den Konstruktivismus, Moholy-Nagy oder die Avantgarden überhaupt kann nur ermüdend sein, wenn sie das Material selbst unberührt und unbearbeitet lässt, von dem wir momentan getrennt sind. Guy Debord hat Dadaismus und Surrealismus als zwei Seiten einer Aufhebungstendenz der Kunst begriffen, die beide mit einer gewissen Konsequenz aus dem Ende der modernen Kunst entspringen: Auf der einen Seite eine formale Zerstörung der Kunst, auf der anderen Seite ein naiver Wille zur Verwirklichung der Kunst im vorgefundenen Alltagsleben. Ausgehend von der Erkenntnis, dass die Geschichte der Kunst, ebenso wie die der revolutionären Strömungen, sich immer in Trennungen vollzogen hat, lässt sich hier eine weitere Trennungslinie aufspüren: Auf der einen Seite das Prinzip, das, ausgehend vom Impressionismus, die Wahrnehmung zum Ausgangspunkt künstlerischer Produktion macht – Sensualismus, Kontemplation und Rezeptivität – und auf der anderen Seite, ausgehend von Suprematismus und Konstruktivismus (dessen *zerstörerische* Tendenz der Dadaismus aufnimmt), das Prinzip der Konstruktion – Produktionsästhetik, Funktionalismus und Kunstproduktion als neuer Standard einer gesellschaftlichen Produktion. László Moholy-Nagy (1895–1946) hat diese beiden Momente in seinem Wirken vereinigt, indem er einerseits die Auswirkungen der modernen Produktivkraftentwicklung auf den Sinnesapparat der Menschen und die daraus entspringenden Möglichkeiten von Kunstproduktion auf einer höheren Ebene erforscht und andererseits Konstruktionsprinzipien einer neuen Lebensumgebung des Menschen entworfen hat. Moholy-Nagys Erforschung der Möglichkeiten der Produktivkräfte umfasst damit zweierlei, die Produktivkraft der Technik und die des Subjekts: *„Wenn wir die menschliche Ausdrucks- und Formungsweise in der Kunst und den ihr naheliegenden anderen (Gestaltungs-) Gebieten richtig verstehen und zu einem Weiterbau kommen wollen, müssen wir die erfüllenden Faktoren: den Menschen selbst und die in seiner gestaltenden Tätigkeit von ihm angewandten Mittel untersuchen.*“[2] Sein Werk vereinigt darin die Widersprüche der Bauhausbewegung und weist gleichzeitig über ihre Bornierungen hinaus. Sein Ausgangspunkt ist, ähnlich wie im Bauhaus, an dem er von 1923 bis 1928 arbeitete und lehrte, eine Konzentration auf das Handwerk. Im Gegensatz zur Romantik, die das Handwerk als Anachronismus gegen die negativen Auswirkungen der kapitalistischen Arbeitsteilung retten will und zum Ganzheitlichkeitsprinzip erhöht, versuchte Moholy-Nagy die Möglichkeiten

VERMISCHTES* *Ein Kennzeichen der bizarren Zeit, in der wir leben, und der Sorte Mensch, die es hervorbringt, ist, dass zu sehr konkreten Dingen Fragen gestellt werden können, als ob sie rein hypothetisch wären; und kein Volk ist hypothetischer als die Linken, ausgenommen vielleicht die Deutschen. Wie man zur Revolution in Ägypten stünde? Ist solche eine Frage, in der ein Ereignis, das tatsächlich stattfindet, bereits vorweg aufgefasst ist als ein erst einmal hypothetisches, von der selben Art wie die Gesinnungsprüfung, denen vor Zeiten die Wehrverwaltung die Kriegsdienstverweigerer unterwarf: stellen Sie sich vor, Sie hätten eine Maschinenpistole... Man hat aber keine. Und die Revolution ist eine Realität. Man mag sie im Übrigen so wenig mögen wie den Rest der Realität. Aber es hat begonnen. Und es endet nicht einfach dadurch, dass man gescheite Bemerkungen darüber austauscht, dass „es“ in dieser Revolution ja nicht um „Freiheiten“ oder ein besseres Leben ginge, sondern bekanntlich um „die Herrschaft der Mehrheit“ oder um „die Islamisierung“. Man bringe solche Kalenderweisheiten bei den Millionen Ägypter unter, die der zufälligen Ansicht sind, dass man dann eben machen muss, dass es um Freiheiten und ein besseres Leben geht; wie es von Anfang an auch gewesen ist. +++

des Handwerks in einen industriellen Standard zu überführen und darin gerade Potentiale der Arbeitsteilung zu nutzen (vgl. etwa seine „Telefonbilder“ von 1920). Er erkennt die spezifischen Qualitäten verschiedener historischer Produktionsweisen, die er in geschichtliche Tendenzen der Ablösung, Überführung und Aufhebung einordnet und versucht diese Momente damit bewusst in einen Standard gesellschaftlicher Produktion zu integrieren.

Ohne einem anachronistischen Aktivismus anheimzufallen, der vom Konstruktivismus herüberweht und der sich keinem Gegenstand nähern kann, ohne ihn selbst unmittelbar berühren zu müssen (der Taktilismus Marinettis), wären drei Momente im Wirken Moholy-Nagys für eine mögliche communistische Aneignung hervorzuheben:

1. DIE BEGEISTERUNG AN DER PRODUKTIVKRAFTENTWICKLUNG

a.) *Das Experiment:* Nutzung aller zur Verfügung stehenden Mittel, die im Verhältnis der Menschen zur Natur und der Menschen untereinander möglich geworden sind, d.h. im Experiment die Möglichkeiten der Technik anzueignen, ihre Potentiale für den Menschen in Erfahrung und zur Entfaltung zu bringen, ohne darin einen Status Quo bereits festzulegen. Der konstruktive Inhalt dieses Experiments kann (explizit etwa in Abgrenzung zur holländischen De-Stijl-Bewegung, die Moholy-Nagy 1923 in einer gemeinsamen Erklärung mit den Konstruktivisten Kállai, Kemény und Péri lediglich als eine weitere nur *„den großbürgerlichen Formen der heutigen kapitalistischen Gesellschaft entsprechende ganz einfache künstlerische Architektur“* bezeichnet), entgültig erst *„im Rahmen der kommunistischen Gesellschaft verwirklicht werden“*[3] Diese Verwirklichung bedeutet wiederum keine Fixierung der Form, sondern findet ihren Höhepunkt in der Konzeption einer dynamischen Architektur als bewusster Gestaltung des menschlichen Lebensraums, vergleichbar mit den historisch später verorteten architektonischen Experimenten der Situationistischen Internationale, die von der Verwirklichung des „unitären Urbanismus“ ebenfalls die „Schaffung ganz anderer Lebensbedingungen“[4] verlangte und damit unweigerlich an eine revolutionäre Umwälzung der gesamten Gesellschaft koppelte. Beiden ist gemeinsam, dass sie, im Gegensatz zum Bauhaus, niemals praktisch im Bau wurden – Moholy-Nagys Auseinandersetzung mit Architektur verbleibt etwa mit seiner Glasarchitektur,[5] in einem Experimentierstadium, das Möglichkeiten erkennbar macht und Widersprüche zuspitzt, innerhalb der gegebenen Verhältnisse aber zu keinem Abschluss gelangen kann. Moholy-Nagy führt seine Experimente nach dem Zweiten Weltkrieg im Rahmen der Chicago-Avantgarde in einem kunstinternen Rahmen fort, wo sich, ähnlich wie in New York, „die Avantgarde, die sich ihrer Warenform entledigen wollte, als antibürgerliche Kunst wieder in die bürgerliche Kunst [integriert], deren ökonomischen Bedingungen sich rasant verändern“,[6] während die SI in mehreren europäischen Ländern den untergründigen Strang, der u.a. von Moholy-Nagy ausgegangen war, wieder aufnimmt, und erneut einem gesamtrevolutionären Projekt zuführen will.

b.) Die Herrschaft: Die andere Seite des Konstruktivismus Moholy-Nagys bedeutet, als Forcierung von Naturbeherrschung, absolute Herrschaft der Maschine über den Menschen bei Ausblendung bis pathetischer Bejahung der brutalen Seite der Produktivkraftentwicklung. Hier bedeutet dieser Konstruktivismus absolute Inanspruchnahme des Individuums und gnadenlose Überforderung der menschlichen Sinne und es zeigt sich darin, wie sehr Moholy-Nagy selbst in einem gewissen Stadium bürgerlichen Denkens verhaftet bleibt:

sein Biologismus, der die Organe des Menschen als Funktionen einer übergeordneten Maschine denkt,[7] ähnelt dem Körperverhältnis bei Descartes als einem Gestell, das der Geist nur bewohnt. Kassák, ein Freund Moholy-Nagys, bringt es dann im Vorwort zum gemeinsam herausgegebenen „Buch neuer Künstler“ (1922) folgerichtig auf den Punkt, wenn er die Wolkenkratzer von New York, die Viadukte, die Lokomotiven, die Brücken und Röntgenapparate als *„Siege über die Geschöpfe Gottes“*[8] feiert – wohlgemerkt nicht den Sieg der Menschen über Gott mit Hilfe der Maschinen, sondern den Sieg über Gottes Geschöpfe selbst. Hier wäre Moholy-Nagy mit der Funktionalismuskritik Asger Jorns,[9] Benjamins und Adornos zu konfrontieren.

2. STUDIUM DES UNBEWUSSTEN

Ein Aspekt des Werkes von Moholy-Nagy ist in seinen eigenen Texten kaum theoretisch formul iert, gerade deshalb um so bemerkenswerter: Es gibt eine Reihe von Fotomontagen Moholy-Nagys (Zwischen Himmel und Erde I und II (um 1926), Neue Einrichtung im Museum: Jeder kann sich sein eigenes Bild schießen (1927), Mord auf den Schienen – Liebe deinen Nächsten (1925), Die zerrüttete Ehe (1925), Eifersucht (1925–1927), Leda und der Schwan (1925), Mein Name ist Hase, ich weiß von nichts (1927), Korsettstange –Das Korsett (1927), Das Weltgebäude (1925), aber auch die Filmskripte zur Dynamik der Großstadt (1922) und einige Fotografien), die oberflächlich betrachtet als surrealistisch erscheinen mögen – sie befördern Unbewusstes und Alptraumartiges zutage. Im Gegensatz zum Surrealismus feiern sie aber nicht das Unbewusste in seiner Unmittelbarkeit oder Authentizität – nichts war Moholy-Nagy fremder, als etwas dem Zufall zu überlassen – sondern erzeugen, bei einer offensichtlichen Fähigkeit, Traumbilder lesen zu können, eine Spannung, die nicht den Zustand des Traumes fixiert, sondern zum Erwachen drängt. Moholy-Nagy nimmt eine bewusste, zum Teil systematisierende Bearbeitung am zutage beförderten Material vor, ohne es zum Cliché zu fixieren – etwa indem er geometrische Formen in die Fotomontagen einfügt, Verbindungslinien nachzeichnet und bewusste Kompositionen vornimmt. Sie sind Studien am Unbewussten, die dieses nicht vermeintlich unberührt lassen, sondern ihm Form zu geben versuchen – dies ist insofern anknüpfenswert, als dass wir aus dem katastrophischen Verlauf des 20. Jahrhunderts gelernt haben, den deformierten Trieben zutiefst zu misstrauen, sie jedoch um so ernster nehmen zu müssen. Auch hier bleibt die Grenze des individuellen Studiums, hin zur praktischen Gesellschaftskritik als Psychoanalyse an der Gesellschaft, bedingt durch klassenspezifische Bornierungen, aber vor allem auch vor dem Hintergrund des NS und der Exilsituation Moholy-Nagys, unüberschritten.

3. AUTONOMIE DER KUNST ALS MIMESIS AN DER TECHNIK

Die Kunstobjektivationen Moholy-Nagys, insbesondere seine Malerei und Plastik, sind trotz allem Technizismus, trotz der konstruktivistischen Brutalität und geradezu im Gegensatz zur Proklamation der absoluten Unterwerfung seiner Kunst unter die Interessen des Proletariats: autonome Kunst. Die Formen seiner abstrakten Bilder sind zwar zum Teil industriellen Formstücken entnommen, bleiben aber in ihrer Komposition nutzlos. In ihrer Form sind sie zum Teil so frei von Referenz auf konkret lebensweltliche Bedeutung, dass sie aus sich heraus keinem unmittelbaren Zweck hinzugefügt werden können. Sie sind Mimesis an den gesellschaftlich hervorgebrachten Formen, in ihrer Entrücktheit sind sie aber keine bloße Reproduktion dieser, werden dadurch reflektierbar und können in ihrer Schärfe, Transparenz

und Leuchtkraft Ungeahntes, zum Teil Befremdendes zutage befördern und haben darin etwas Widerständiges. Dieses Moment im Werk Moholy-Nagys tritt in Spannung zu den beiden anderen Aspekten.

–

Die gesellschaftliche Produktivkraftentwicklung, ob sie denn eine Tendenz zum Fortschritt im menschlichen Sinne birgt oder nicht (letzteres Urteil liegt nach der bisherigen geschichtlichen Erfahrung nahe, sollte aber nicht als ausgemachte Sache betrachtet werden), bleibt objektive und unhintergehbare Voraussetzung für den Versuch einer revolutionären Transformation des Bestehenden in eine Gesellschaft der frei assoziierten Individuen. Deswegen müsste eine communistische Bewegung – dies wäre von Moholy-Nagy zu lernen – sich der Formen, die diese Entwicklung hervorbringt, annehmen, sie studieren, sie entwenden, mit ihnen experimentieren. Von nichts ist die fragmentierte und am Boden liegende kommunistische Bewegung heute weiter entfernt. ▪

Anmerkungen

1. Der vorliegende Text ist als Kommentar zu Wolfgang Bock: László Moholy-Nagy und die Rettung der Objekte durch Licht, erschienen in der dritten Ausgabe von „Kunst, Spektakel, Revolution“ (Weimar/Hamburg 2013) konzipiert (siehe: http://spektakel.blogsport.de/broschur/broschur-3/). Er ist nicht als Einführung konzipiert, sollte jedoch (etwa unter Zuhilfenahme der angegebenen Bilder, die im Internet auffindbar sind) aus sich heraus verständlich sein. In seiner Konzeption als Kommentar, kann er zudem kaum das umfassende Werk Moholy-Nagys berühren, sondern nur auf einige Aspekte eingehen. Wer sich grundlegend mit Moholy-Nagy auseinandersetzen möchte, dem sei der Band „Moholy-Nagy“ von Christina Passuth (Budapest 1982) empfohlen, der eine Werkbiographie sowie zahlreiche Abbildungen und Dokumente enthält. Zur Einführung außerdem: Kerstin Stakemeier, Konstruktivismus und (Re)Produktion, László Moholy-Nagy und der revolutionäre Konstruktivismus – http://spektakel.blogsport.de/2012/01/12/konstruktivismus-und-reproduktion/
2. László Moholy-Nagy, Produktion - Reproduktion, in: De Stijl, 1922, Nr. 7, S. 98 ff, online verfügbar unter: http://spektakel.blogsport.de/2013/03/19/laszlo-moholy-nagy-produktion-reproduktion/
3. Erno Kállai, Alfréd Kemény, LászlóMoholy-Nagy, László Péri: Erklärung (1923), in: Krisztina Passuth: Moholy Nagy, Budapest 1982, S. 307.
4. Kritik des Urbanismus, 1961 erschienen in der 6. Nr. der Zeitschrift der Situationistischen Internationale – http://www.si-revue.de/kritik-des-urbanismus
5. Dass Moholy-Nagy seinen architektonischen Entwürfen in einer Phase seines Schaffens die Form der Glasmalerei gegeben hat, korrespondiert mit Benjamins Feststellung, dass mit der frühen Entdeckung des Glases als Baustoff die Architektur „in den Zusammenhängen der Utopie“ auftritt (Walter Benjamin, Paris, die Hauptstadt des XIX. Jahrhunderts, in, ders.: Passagenwerk, Frankfurt a.M. 1982) und sie weisen eine Ähnlichkeit zu einigen Entwürfen Constants für „New Babylon“ auf (vgl. die Abbildungen in Roberto Ohrt, Phantom Avantgarde, Eine Geschichte der Situationistischen Internationale und der modernen Kunst, Hamburg 1990, auf den Seiten 119–124 und 131–135).
6. Till Gathmann: Object of Importance but Little Value, in: Sans Phrase, Zeitschrift für Ideologiekritik, Heft 1, Herbst 2012.
7. „Der Aufbau des Menschen ist die Synthese aller seiner Funktionsapparate, d.h. daß der Mensch in seiner Periode dann der vollkommenste ist, wenn die ihn ausmachenden Funktionsapparate – die Zellen ebenso wie die kompliziertesten Organe – **bis zur Grenze ihrer Leistungsfähigkeit** bewußt bezw. ausgebildet sind.“ László Moholy-Nagy, Produktion - Reproduktion (siehe oben), (Hervorhebung von mir).
8. Lajos Kassák/László Moholy-Nagy, Buch neuer Künstler, Wien 1922 (Neuauflage Budapest 1977).
9. Weniger bekannt: Asgar Jorn, Against Functionalism, in: Ruth Baumeister (Hg.), Fraternité Avant Tout, Asger Jorns writings on art and architecture, Rotterdam 2011.

Der Ungemessene Abgrund

VON JÖRG FINKENBERGER

1

Warum etwas ist und nicht vielmehr Nichts, das gilt im Anschluss an Schelling bis heute als Grundfrage der Filosofie; in verschiedenen Fassungen durchzieht sie die Systeme; sie hat viele Schichten und eine überraschende Reichweite; noch die Fysik, wo sie grundsätzlich wird, kommt darauf zurück. Mir scheint aber, so seltsam es klingt, diese Frage verkehrt herum gestellt, um wirklich filosofisch zu sein.

Hegel zum Beispiel steht vor dem Problem, die konkreten Dinge aus den abstraktesten Begriffen hervorgehen lassen zu müssen, und stellt fest, dass die Abstrakta Sein und Nichts leer, und insofern sie leer, auch identisch sind; erkennbar werden die Dinge erst, wo die Helligkeit des einen Begriffes, die Finsternis des anderen aneinander verunreinigt werden. Und dennoch bleibt diejenige Konkretion, zu der Hegel gelangt, neblig; er gelangt zu bloßen Ideen von den Dingen, zu Schemen, in deren innersten dieselbe Leere wohnt; betrachte ich Hegels Filosofie unter dem obigen Satz, wird es mir nur rätselhaft, warum es Nichts gibt, und nicht vielmehr irgend etwas.

Oder aber: das Staunen darüber, dass aber, wie der Augenschein diktiert, sehr wohl etwas ist, und nicht Nichts, hätte aufgehört, ein filosofisches zu sein. Die unheimliche, spukhafte Dimension ist daran ganz verloren, dass in den Dingen, wie sie um uns sind, eine Leere tatsächlich herrscht; eine Leere, die, wie ich fürchte, ihnen Gesetz und Dynamik ihrer eigenen Bewegung gibt.

2

Marx beginnt seine bekannte Abhandlung mit der Betrachtung, dass der Reichtum in denjenigen Gesellschaften, in denen die kapitalistische Produktionsweise vorherrscht, als ungeheuere Anhäufung von Waren erscheint, die einzelne Ware als seine Elementarform. Danach geht er dazu über, zu untersuchen, was eine Ware überhaupt sein soll.

Jochen Bruhn hat, soweit ich sehe, als erster die Frage aufgeworfen, warum der „Reichtum“, von dem hier die Rede ist, denn „erscheinen“, das heisst sich darstellen müsse als Ware und damit, wie Bruhn völlig richtig bestimmt, als das direkte Gegenteil von dem, was Reichtum erst wirklich wäre, nämlich Überschuss über die bloße Notwendigkeit, und dessen freier Genuss.[1] Die Ware ist hingegen der gleichmässige Ausschluss aller vom Reichtum, ausgenommen des zahlungsfähigen Bedürfnisses.

Warum erscheint nun der Reichtum als sein gerades Gegenteil, als gleichmässiger Ausschluss vom Reichtum (welcher ebendamit aufhört, Reichtum zu sein)? Weil ein Verhältnis nicht besteht, das den Einzelnen diesen freien Genuss des Überschusses vermittele. Ein solches Verhältnis könnte man z.B. Kommunismus nennen oder Vernunft. Statt, dass ein solches Verhältnis besteht, stellt sich eine vernunftlose, ungesellschaftliche Vermittlung her; in Abwesenheit einer vernünftigen gesellschaftlichen Synthesis eine unvernünftige; über den Wert, die äusserliche Vergleichung, durch die das ganze gesellschaftliche Verhältnis ungewusst als Eigenschaft der Dinge erscheint, die Einzeldinge bloß als Einheiten des gesellschaftlichen Verhältnisses.

Die so gegründete Gesellschaft ist eine, die zusammengehalten wird von nichts als einem grossen Mangel, der in ihrem innersten sitzt; und umgekehrt erscheint ihre innere völlige Negativität als das positive Prinzip ihrer Einheit.[2] Ihr Wesen scheint in nichts anderem zu

bestehen als in der Absenz einer stattdessen vernünftigen Gesellschaft, die allerdings allerorten vonnöten wäre; diese Absenz, jener Mangel machen sich überall fühlbar.

3

Das Nichts ist den Filosofen doch immer ein Rätsel geblieben; es ist gleichermassen der Hintergrund, vor dem die Einzeldinge sich abheben, als auch auf mysteriöse Weise Bedingung für deren Existenz. Dass etwas da ist, kann man nur sagen, wenn es auch weg gedacht werden könnte. Das Rätsel, das die Filosofen behandeln, erscheint auf solche Weise aber in verdrehter und unkenntlicher Form. Weit entfernt, es zu lösen, verschiebt die Filosofie das Rätsel immer mehr in Richtung einer Gewissheit, an der, müsste man sie anerkennen, die Vernunft zuschanden gehen müsste.

Mir erscheint aber die Parallele auffällig, dass, wie das Nichts die Bedingung für die Existenz der einzelnen Dinge sein soll, so auch die Abwesenheit der vernünftigen Einrichtung die Bedingung der Existenz der Ware; wie das Nichts in das ebenso leere Sein umschlägt, so jene Abwesenheit in die Vergesellschaftung über den Wert. Wenn das Sein der Wert ist,[2a] dann ist jene Abwesenheit das Nichts; eine grosse, klaffende Leere hinter und in den Dingen, von der der Sog zu kommen scheint, der sie vorwärtstreibt.

Und die Dinge selbst, die zwischen diesem Abgrund und den Menschen stehen, gehorchen diesem Sog. Die Dinge gehen ja tatsächlich ihren eigenen Gang, und den gehen sie durch uns hindurch; die Waren, unter ihrem eigenen Gesetz, bedienen sich unser für ihre „ungeheure Anhäufung“. Deren Ungemessenheit ähneln wir uns an. Sie hat uns nach ihrem Bilde geschaffen. Ihre Signatur ist sichtbar an allem, was Menschen tun.

4

Aus einer Art horror vacui heften sie an Gegenstände, je nichtigere und gleichgültigere, desto tiefere und unstillbarere Sehnsüchte; wie Schiffbrüchige auf der grausen See. Andere, aus demselben Grund, versuchen sich mit etwas zu bescheiden, was sie meinen, in der Hand zu haben; mit einem Teil, und hoffen, dass es sie erfülle. Manchmal stürzen sie sich lachend in das Ungemessene, übermütig, weil sie glauben, sie hätten schon seine Statur, nur weil sie eine Zeitlang mitkommen; und es würde sie nicht, wenn sie erschöpft wären, liegen lassen.

Um eine Art Maß und Struktur in den Tag zu bringen, hat man seine Arbeit; in die Freizeit, einen Hund; in das Leben, Kinder. Jenseits dieser Struktur beginnt die erdrückende Ödnis, die einförmige Langeweile, das Ungemessene und Haltlose. Aber was man tut, um sie zu füllen, tut man nicht, weil es vernünftig wäre; es ist es nicht; angestrengt hält man die Zeiten ein, in denen man den Hund ausführt, weil man ihn sich eigens zu diesem Zweck zugelegt hat. Es ordnet die Zeit und gibt ihr Maß; völlig unsinniges Maß, das erzwungen ist vom erdrückenden Ungemessenen, dem kein vernünftiges gegenübersteht.

Sie müssen allesamt versuchen, die Leere mit Dingen zu stopfen, oder richtiger umgekehrt: das, was nicht da ist, rächt sich dadurch, dass es sich ans Einzelding heftet. Das ganze unsinnige, geisttötend absurde Gesetz, unter dem das alles steht, zeigt sich an jeder einzelnen Verrichtung: das Wesen muss erscheinen, weil es gar nicht da ist; und, weil es ein gesellschaftliches Verhältnis ist (oder genauer gesagt: weil es ein ungesellschaftliches ist), erscheint es gerade an einzelnen Dingen.[2b] Sogar deren Produktion steht unter demselben Gesetz.[2c] Und das alles geschieht nicht einfach, sondern sogar

das muss man ihm noch abnehmen: das müssen die Einzelnen selbst vollziehen.[2d]

Die einzelnen Dinge, an die sich derart das schwindelerregende hohle Ganze geheftet hat, tragen dann auch dessen Mal; sie sind selber hohl, und enthalten selbst den Abgrund selbst.

5

Und unter unseren Füßen ist kein fester Boden, sondern klaffender Abgrund. Das war so, und ist so, und alle wissen das; das ist nicht die Frage. Die richtige Frage ist, ob es gut so ist. Es ist es nicht. Nichts, was uns jetzt hält, wird uns halten können. Und alles, was wir tun, ist selbst angetrieben von diesem Strudel.

In genau dem Maße, indem wir das hinnehmen, sehen wir selbst wie Wesen aus diesem Abgrund aus. Monstren sind wir jetzt schon, rätselhafte Embleme des Unheils; zu allem, jeder Scheusslichkeit, jeder Niedertracht, jedem Verrat bereit, wie wir jeden Tag beweisen. Kinder des Drachen, tatsächlich; von uns ist es, dass dieser fahle Schein herkommt: noch das Licht in unseren Augen der Widerschein der Katastrofe.

Der Wahnsinn selbst ist es, was uns vorantreibt; blanker Wahnsinn ist schon alles, was geschieht, gemessen an dem, was sein müsste und sogar sein könnte. Alle Kräfte aber, die wir ins Feld führen können, kommen zu uns aus derselben Quelle. Alles, auch der Widerstand, ist von diesem Mal gezeichnet. Das Beste und das Schlimmste kommt, wie alles dazwischen, aus diesem Abgrund, und die einzige Instanz dazwischen, zu entscheiden, was von beidem, werden wohl wir selbst sein, was auch immer das sein mag.

Und doch soll es nicht so sein, denn die Menschen verkommen darin, und wir wissen es. Was uns in die Hand gegeben wäre, um das zu beenden: unsere Freiheit, verkommt, weil sie nicht zu Veränderung wird, zum Motor der Wiederholung; sie vollzieht das grausige, das ihr geschieht, nach, und strebt, es immer noch zu überbieten.

Man fragt sich unwillkürlich, welcher Witzbold es war, der den Satz aufstellte, dass der Mensch das Maß für alle Dinge sei; wo doch von dem, was wir sehen, nichts auch nur entfernt menschliches Maß hat.[3] Den Dingen ein solches zu geben; oder auch: sie in das richtige Verhältnis zu setzen, das wäre dann in der Tat die Aufgabe; eine gewaltige und historische Aufgabe, die auf nichts anderes hinausliefe als eine bisher, aus unerklärlichen Gründen, unterbliebene Erschaffung der Welt.

6

Es gibt eine Grafik von Wiliam Blake; sie zeigt den Weltschöpfer, wie er den leeren Raum ausmisst. William Blake markiert ungefähr den Beginn unseres Zeitalters; in seiner Zeit hört der Mythos von der Erschaffung der Welt auf, Recht zu besitzen, weil das Leben der Menschen nicht mehr aus schierer Notwendigkeit elend und kurz ist. Bis ungefähr dahin war die Natur der begrenzende Faktor: dem Menschen feindlich und unvernünftig; etwas, das bezähmt werden muss und unterworfen.

Die Vernunft, die dafür ins Feld geführt wurde, reichte aber nicht hin; sie hat die blinde Natur nicht unterworfen, sich ihr vielmehr angeglichen; das Leben der meisten Menschen ist immer noch elend, und viel zu kurz, und diesmal gibt es nur die Verfassung der Menschheit selbst anzuklagen.

Die Wissenschaft etwa hat die Welt tatsächlich vermessen; aber nicht nach dem Maß des Menschen geformt. Ihr Schicksal ist wie das der Fischer um den Indischen Ozean; um so fester sie zugreifen, um so weniger fangen sie; weil das Meer immer leerer ist. Wenn sie in der Lage wären, das Meer als ihren Garten zu behandeln, könnten sie leben. Weil sie aber dulden müssen, dass das Meer nicht ihnen und auch sonst nie-

mandem gehört, wird ihnen der Garten leergefischt.

Das Elend endet erst, wenn die Fabriken besetzt sind, und nach ihnen alles andere, und die Menschen ihre Bedürfnisse, bis zu den abseitigsten, absolut setzen; und die Welt entlang dieser Bedürfnisse umarbeiten, Stück für Stück.[4] Damit erst würde konkreter Reichtum geschaffen. Bis dahin herrscht das Abstrakte, und zwar als Platzhalter dessen, was nicht da ist; und darüber will ich keine Beschwerden hören; denn dieser Platz muss besetzt sein, um uns daran zu erinnern, was noch zu tun ist.

Und so sind wir selbst abstrakt; und Kinder des Drachen. Vielleicht hat er uns die Tugenden gelehrt, die wir für unsere Arbeit brauchen werden? Vielleicht auch nicht. Wollen wir noch einmal Menschen sein? Oder es vielleicht, besser, noch werden? ▪

Anmerkungen

1. Ich parafrasiere Bruhn nach seinem Text „Studentenfutter", in dem allein er diese Gedanken, soweit ich sehe, entwickelt habe. Ich hoffe, dass er darüber, was ich daraus mache, entsetzt die Hände zusammenschlägt, und sich endlich gezwungen fühlt, das Prinzip der gesellschaftlichen Synthesis und der Negativität der Gesellschaft ausführlich zu behandeln, und zwar im Zusammenhang und nicht in einem Text, zu dessen Lektüre man die ganzen Studententheoretiker irgendwie kennen müsste, die er in dem kleinen Text ausführlich widerlegt.
2. Das Bild von der „hellen Nacht des Seins", das Heidegger bei Hegel entwendet hat, trifft den fürchterlichen Sachverhalt im Prinzip recht gut; nur war es bei Heidegger nicht gedacht, Grauen zu erwecken, sondern Zustimmung; das blicklose Auge einer Sonne, die es nicht gibt, über einer Welt, die wüst und leer ist; eine Sonnenfinsternis in Permanenz. Hegel meint es ganz anders; aber, wie ich fürchte, nicht ganz anders genug. – Die Heidegger-Kritik begänne damit, Heideggers Begriffe zu verflüssigen und zu fragen, woher sie kommen. Ich sehe nichts dergleichen auf dem Markt. Warum eigentlich? Es ist doch alles da.

2.a Eine alte Freiburger These, wie mir scheint, dieaber noch nicht ganz klar ist.

2.b Gesellschaftliche Verhältnisse erscheinen an Dingen, als deren Eigenschaften; das ist nicht ganz unbekannt. Vielleicht unbekannter ist der Grund, warum sie das wohl tun. Ich weiss nicht, ob diejenigen Schulen, die darauf bestehen, das Kapitalverhältnis „verstehen" zu können, sich um diese Frage nicht betrügen, und nicht die Differenz von Wesen und Erscheinung ganz einebnen; auch nicht fassen können, so sehr sie es wollten, wie ein Produktionsverhältnis zustande kommt: ein widersprüchliches Ding, das gerade wegen seiner Widersprüchlichkeit nicht aufhört, sich zu bewegen. Wie so etwas bestehen kann, also der ganze Springpunkt am Materialismus, muss doch denen, die es verstehen wollen, erst recht völlig unbegreiflich bleiben. Ein Produktionsverhältnis besteht nicht dadurch, dass es logisch ist, sondern dadurch, dass und solange, als es auf seinem zufälligen und gewaltsamen Weg nach vorn, auf dem es sich durch unzählige Abscheulichkeiten durch die Welt hackt, noch eine gerade ausreichende Anzahl von Menschen kleidet und ernährt; nichts anderes heisst „Erst kommt das Fressen, dann kommt die Moral", nichts anderes und nichts subtileres ist mit dem Wort Materialismus gemeint. Und es soll nicht sein – hört auf zu verstehen, fangt an, zu begreifen.

2.c Das Ganze der Welt, deren Insassen sie sind und der sie sich ausgeliefert fühlen, können die Einzelnen nicht sehen, weil man es nicht sehen kann; weil es nicht existiert, d.h. nur in der Form einer Anhäufung von Einzeldingen existiert, die wiederum nur als Erscheinungen des Ganzen existieren (weil sie eben bloss Erscheinungen sind; bloss Wesen, das Erscheint; nicht konkreter Reichtum, sondern Stückgut, Exemplare des abstrakten Reichtums; d.h. kein Reichtum.). Es ist, als ob nicht erst die menschliche Emanzipation, als proletarische Revolution, fehlgeschlagen wäre, sondern bereits die Individuation der Einzeldinge, als filosofische und logische Kategorie. Es ist wirklich, als ob die Erschaffung der Welt einfach noch nicht geschehen wäre.

2.d Sogar die filosofische Sucht nach Konkretion, die seit Schelling wahrscheinlich schon die ganze Zunft verhext hat, ist Reflex des Gesetzes, unter dem das steht, was die Filosofie Wesen nennt: dass es erscheinen muss. Kierkegaard z.B fand

es ja unfassbar spannend, und war danach wie billig enttäuscht, dass Schelling Vorlesungen ankündigte unter dem Titel: Filosofie der Wirklichkeit. Er meinte wirklich, dort etwas über das Konkrete zu lernen. So jemand kann ja nur Existentialist werden, oder Christ, oder beides.

3. Das sogenannte private Glück, das man mir entgegenhalten möchte, ist in Wahrheit eine ascetische Leistung, die noch den grössenwahnsinnigsten indischen Heiligen vor Neid erblassen machen müsste. Menschliches Maß ist etwas anderes. Die Bescheidung damit ist das genaue Spiegelbild davon, wie wenig ein Menschenleben zählt.
4. Erst damit, mit dem durchgeführten Humanismus der Natur, endete das Problem der sog. Naturbeherrschung: mit dem durchgeführten Naturalismus des Menschen. Wem diese Bemerkung von Marx zu kryptisch ist, mag sich das Beispiel der Fischer durch den Kopf gehen lassen, den Satz ohne die griechischen Endsilben noch einmal lesen und versuchen, sich selbst einen Reim darauf zu machen. Er/sie sei versichert, dass wir es auch nicht anders getan haben.

Reiseführer

Halle a.d. Saale, UNESCO-Welthauptstadt des geschmacklosen Wortspiels seit 1996

VON KAI

Halle ist eine Stadt im Osten, die sich Leute ausgedacht haben, die irgendwo mal gehört hatten, was eine Stadt ist, aber nicht begriffen haben, wie so etwas funktioniert.

Die Stadt liegt aufgespannt zwischen den Armen des Flusses Saale: der Wilden Saale, der Trostlosen Saale und der Stinkenden Saale. Berühmt geworden ist sie durch die hallische Marktplatzverwerfung, einen jahrhundertelangen bürgerkriegsähnlichen Streit zwischen den Anwohnern des oberen und des unteren Marktes, in dem es hauptsächlich um den Standort einer geplanten Kirche ging. Er endete mit einem Kompromiss: der Turm steht in der oberen Hälfte in der Nähe des Denkmales des Wilden Mannes, die Kirche ganz woanders auf der unteren.

SEHENSWÜRDIGKEITEN Im Tourist-Info-Büro der Stadt wird eine Rundfahrt angeboten, auf der man sämtliche echten und die schönsten unechten Kreisverkehre Halles zu sehen bekommt. Letzteres ist eine Besonderheit Halles: so unübersichtlich wie ein Kreisverkehr, allerdings mit einer ganz anderen und völlig kontraintuitiven Vorfahrtsregelung, die aus den Strassenmarkierungen erkannt werden könnte, wenn diese noch zu erkennen wären.

• Die Grosse Strasse, auch Magistrale, lockt Touristen aus aller Welt an. Sie wurde versehentlich 1887 für die grosse Weltausstellung gebaut, die aber dann doch nicht in Halle stattfand.

• Die Skulpturen auf dem Brunnen am Hallmarkt zeigen allegorische Szenen wie die berühmte Darstellung des Bischofs Konrad, der ein verkleinertes Modell der Kirche als Fußschemel benutzt, während der Teufel seiner Mutter beiwohnt. Die Skulptur wurde mit dem Staatspreis der DDR ausgezeichnet.

• Den Marktplatz ziert ausserdem das Denkmal des Wilden Mannes, der Sage nach der erste Bürgermeister der Stadt. Er trägt Schlangen als Haare, Bockshufe und einen riesenhaften Phallus. Der Sage nach geht er in nebligen Nächten umher, verkleidet als reisender Prediger.

• Halle nennt den grössten Boulevard Mitteleuropas sein eigen, eine vom inneren Stadtring durchquerte Fußgängerzone vom Marktplatz zum Bahnhof; Aber Achtung! Abstand von den Gebäuden ist ratsam, weil sich zuweilen Stücke von ihnen lösen. Den Zugereisten unterscheidet man vom Einheimischen auf den ersten Blick dadurch, dass

er bei dieser Gelegenheit heftig erschrickt. • Berühmt ist ausserdem der 24-Stunden-Edeka in der Ludwig-Wucherer-Strasse. Alkohol gibt es allerdings nach 23 Uhr nur noch in den zahlreichen Internetläden, in denen sich auch das gesellschaftliche Leben abspielt. Das Weinsortiment ist erschreckend.

MENSCHEN UND MODEN Was definitiv nicht geht, ist am Bahnhof abhängen. Das macht kein Mensch. Es ist zugig, und es gibt kein Bier. Die Punks hängen vor den Edeka-Läden (anders als in Leipzig, wo REWE dieses Marktsegment anführt). In Halle kann es einem passieren, dass man von Punks Hilfe beim Tragen oder Kleingeld angeboten bekommt.

• Die Menschen sind allgemein das, was man höflich mit „herzlich“ umschreiben muss, wie sich durch zahlreiche Anekdoten belegen liesse; man soll aber nie versuchen, sich für einen Einheimischen ausgeben zu wollen, indem man ihre Art und Weise sich zu eigen macht; die genaue Art von Grobheit, die hier als normaler Umgangston gilt, ist schwer zu dosieren. • Unter den Studenten sind originellerweise Elektroparties und schicke Läden angesagt. • Eine ganze Reihe von Trends sind an Halle vorbeigegangen, wie etwa Essen ohne Fleisch oder gute Musik, dafür sind andere geblieben, wie grüne oder blaue Strähnen im Haar. Überhaupt werden Haare hier gefärbt, als wäre es 1989 und es würde morgen verboten, was es streng genommen schon ist.

LÄDEN Läden im weitesten Sinne müssen hier von Rechts wegen alberne Wortspiele als Firmennamen führen. Zum Ausgehen gibt es auch allerhand.

• Finger weg von Allem im Paulusviertel, es sei denn, man hat Lust auf alles, was anderswo schon scheisse ist: chillige Studenten, alternative Eltern, Sektierer oder die einzigen Ansichtsexemplare des Veganismus, die man sich hierher hat kommen lassen.

• Auch Finger weg von: Silberhöhe, Südstadt, Neustadt, Trotha usw. Manche sagen, dass die coolen Leute in Glaucha wohnen, wieder andere sagen, in Berlin. Was nicht heisst, dass man hier keine vibrierende Szene finden könnte! Man muss sie sich halt selbst mitbringen. Auf die Dauer erträglich sind eigentlich nur VL in der Ludwigstrasse und Reilstrasse 78. Dort gibt es Bier und laute Musik und schlechtgelaunte Bedienungen. • Gerüchteweise gibt es einen Laden namens Kiosk am Reileck, von dem aber noch nie jemand etwas gehört hat.

KULINARISCHE SPEZIALITÄTEN Weltberühmt sind die sog. Hallorenschnecken, mit dunkler Schokolade glasiertes Salzteiggebäck, bestreut mit Steinsalz; sowie die Kalten Egel, ein zartes Blätterteiggebäck mit Aprikosenschaum- und Mandelfüllung, mit Kümmel und Steinsalz bestreut. Lokaler Geheimtipp sind Brötchen mit gebackener Leber, die man an jedem Bratwurststand bekommt. Finger weg vom Döner, der ist verblüffend scheisse für seinen Preis. Den billigsten Kaffee bekommt man in den Metzgereien – aus irgendeinem Grund. Am besten, man wohnt ganz hier, dann kann man zuhause kochen.

EVENTS Alljährlich zieht am ersten Augustwochenende und Mitte Februar die Rotlicht-Rally hunderte Besucher an, ein Autorennen quer durch die Stadt. Ziel der Rally ist es, möglichst viel Zeit an den für ihre langen Rotfasen berüchtigten Ampeln zu verbringen. Die Behörden versuchen seit Jahren vergebens, die Veranstaltung zu unterbinden. • Weitere Festivitäten sind die Händel-Tage am ersten Augustwochenende, sowie das grosse Hallorenschneckenessen Mitte Februar. Bei der Eröffnungsfeier schreitet traditionell der Oberbürgermeister, im historischen Kostüm des Wilden Mannes, eine Ehrenformation ab. ▪

Vortrag mit David Kirsch (Wien) und Danyal (Hamburg) 22. Mai, 19.00 Uhr
Neues Institutsgebäude Wien –

Zur Kritik der linken Flüchtlingssolidarität

„Where I come from, they kill you with a gun. Here, they kill you with a pen.“ (Adalat Khan)

Eine Kritik des Totalversagens einer kulturrelativistischen, als Garant für ethnisch-rassistische Zurichtung und Degradierung des Menschen durch den islamischen Tugendterror und der Asyljudikatur auftretenden Bewegung, die den Begriff der „kulturellen Identität“ ebenso verinnerlicht hat wie den praktizierten Verrat an der Aufklärung. Der Hazare, der heute aus der afghanischen Warlords--Hölle flieht, die iranische Studentin, die nicht länger vollverschleiert ihr Leben fristen möchte, der Paschtune, der nicht mehr angsterfüllt in einem Land voller Taliban leben möchte: All sie gelten heute sowohl links als auch rechts als Verräter ihrer eigenen Kultur und als „verwestlicht“, obwohl alle Drei und viele Andere in Quetta, Jalalabad, Dhaka, Kabul oder Maschdad der Beweis dafür sind, dass Emanzipation weder östlich, noch westlich, sondern universell ist.

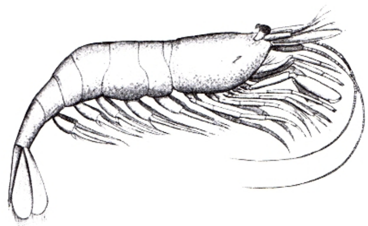
Ein Vortrag zur Kritik der linken Flüchtlingssolidarität mit Blick auf das iranische Regime und seine Geflohenen.

David Kirsch studiert Rechtswissenschaft und Politikwissenschaft in Wien und ist Autor des Blogs exsuperabilis.blogspot.com
In der Zeitschrift UNIQUE (4/13) erscheint demnächst ein Text des Vortragenden über die Flüchtlingsproteste in Wien und die Rolle der Linken.

Die suspendierte Gattung

Es ist nicht das „Andersartige“ an den Geflüchteten, das den Hass der nationalisierten Arbeitskraftvehikel provoziert, es ist vielmehr die Nähe zu dem als unwert stigmatisierten Leben: Die Geflüchteten sind ihnen die bösen Propheten der auch ihnen einhausenden Fungibilität vor dem Kapital. Im Moment der wilden Migration haben sich die Flüchtigen an der Gewalt des Souveräns versündigt -- sie fallen in Ungnade, weil sie sich nicht allein seinem Kalkül unterworfen haben. Doch nicht nur, dass an den Geflüchteten demonstriert wird, dass der Unterschied zwischen kapitalproduktiver Funktionalisierung und Müllwerdung der Menschen darin liegt, mit einem politischen Souverän identifiziert zu sein, der für die Menschen noch anderswo Gebrauch findet als in Kaserne und Racket: Die rigide Asylpraxis verplombt die Grabesstille in den Despotien, aus denen die Menschen zu fliehen gezwungen sind. Der Vortragende wird sich um eine Kritik der politischen Ökonomie des europäischen Migrationsregimes bemühen und zugleich der äußersten Perfidie jenes Regimes gegenüber den Geflüchteten aus der iranischen Hölle nachgehen.

Danyal wohnt in Hamburg und ist Autor des Blogs Cosmoproletarian Solidarity.



~~Kunst~~
~~Spektakel~~
Revolution

Broschur No. 3

15 Texte zum Verhältnis von Ästhetik & Gesellschaftskritik / März 2013

Bezug unter:

spektakel.blogsport.de